

Thomas Winkelbauer (Hg.)

Vom Lebenslauf zur Biographie

Geschichte, Quellen und Probleme
der historischen Biographik
und Autobiographik

Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 40

Nebenpfade?

Populare Selbstzeugnisse des 19. und 20. Jahrhunderts in geschlechtervergleichender Perspektive

Die Beschäftigung mit historischer Biographik verleitet – heute wohl mehr denn je – zur grundsätzlichen Frage nach deren „Gegenstand“: Wer hatte in einer Gesellschaft, im Rahmen der hegemonialen Schreibkultur einer Epoche, überhaupt das Recht auf eine eigene, über den Tod hinaus beständige „Vita“, und wessen Lebensläufe erlangten nie den Status einer als öffentlichkeitswürdig, als historisch relevant erachteten Biographie? Welche Menschen blieben ausgeschlossen von den jeweils vorherrschenden politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Konstruktionen der Bedeutsamkeit von Leben? Wie gestalteten und bewerteten sie ihrerseits schriftlich ihre Erlebnisse und lebensgeschichtlichen Erfahrungen?

Im folgenden gehe ich solchen Fragen anhand einiger Einblicke in die Vielfalt populärer Selbstzeugnisse des 19. und 20. Jahrhunderts nach. Ich beschränke mich dabei beispielhaft auf Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft, die von der traditionellen historischen Biographik nicht oder kaum beachtet wurden. Daß deren Quellendefinitionen und Konzepte demnach zu relativieren oder auch obsolet geworden sind, haben in den letzten 20 bis 25 Jahren zahlreiche Forschungen der neueren Geschichts- und Kulturwissenschaften zur Diskussion gestellt. Ihre angesichts einer unüberschaubar gewordenen Fülle von einschlägigen Veröffentlichungen notwendigerweise punktuelle Darlegung ist ein Ziel meines Beitrages. Zur Illustration beziehe ich mich vor allem auf Quellenbestände und eigene Erfahrungen im Zuge der Mitarbeit am Aufbau und an der Auswertung zweier Sammlungen populärer Selbstzeugnisse, die sich beide an der Universität Wien befinden: der 1983 von Michael Mitterauer gegründeten „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte¹⁾ und der zu Beginn der neunziger Jahre von Edith Saurer am Institut für Geschichte eingerichteten „Sammlung Frauennachlässe“²⁾. Wie ähnliche Archive in anderen Ländern, die seit dem vieldiskutierten Paradigmenwechsel der Geschichtswissenschaften hin zur Frauengeschichte, zur Alltagsgeschichte und zu einer „Geschichte von unten“ entstanden sind³⁾, belegen diese zwei österreichischen Sammlungen und die in ihrem Umfeld erarbeiteten Publika-

¹⁾ Vgl. dazu den Beitrag von Günter Müller in diesem Band sowie ders., „Vielleicht hat es einen Sinn, dachte ich mir...“ Über Zugangsweisen zur populären Autobiographik am Beispiel der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien. In: *Historische Anthropologie* 5 (1997), S. 302-318; Christa Hämmerle, „Ich möchte das, was ich schon oft erzählt habe, schriftlich niederlegen...“ Entstehung und Forschungsaktivitäten der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien. In: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 4 (1991), S. 261-278; Michael Mitterauer, *Lebensgeschichten sammeln. Probleme um Aufbau und Auswertung einer Dokumentation zur populären Autobiographik*. In: Hermann Heidrich (Hg.), *Biographieforschung. Gesammelte Aufsätze der Tagung des Fränkischen Freilandmuseums am 13. und 14. Oktober 1990 (Bad Windsheim 1991)*, S. 17-35. Die Internet-Homepage des Archivs ist einsehbar unter: <http://www.univie.ac.at/Wirtschaftsgeschichte/Doku>

²⁾ Ausführlichere Informationen unter: <http://www.univie.ac.at/Geschichte/AGFG/agfgslfn.html>

³⁾ Solche Einrichtungen sind mittlerweile zahlreich und schließen sich gerade zu einem europäischen Netzwerk – der „A.E.A. Association Européenne pour l'Autobiographie“ – zusammen, dessen Homepage unter der WWW-Adresse <http://www.crosswinds.net/~autobiografia> abrufbar ist. Die Konjunktur biographischer

tionen anschaulich, daß heute eine umfassendere historische Biographik jedenfalls möglich geworden ist – trotz aller noch immer bestehenden Überlieferungslücken und der vielen methodischen Schwierigkeiten, die mit der wissenschaftlichen Auswertung von Selbstzeugnissen verbunden sind. Bedingt durch die zunehmende Einsicht in den konstruktiven oder fiktionalen Charakter subjektiver Quellen, die potentielle Vielfalt (auto-)biographischer Erzählmuster und eine radikale Verabschiedung vom Konzept eines einheitlichen Subjekts⁴⁾, haben sich gerade Fragen der Methodik biographischer Forschung in den letzten Jahren noch verkompliziert, während sich umgekehrt die Bandbreite sogenannter „Ego-Dokumente“⁵⁾ laufend erweitert.

1. Beispiele aus dem Wald- und Weinviertel

Da wäre etwa das Tagebuch von Barbara (Wetti) Teuschl, einer Bürgerstochter aus Krems, geboren 1852. Sie hat es am 1. April 1870 im Alter von 19 Jahren, wie damals üblich, mit dem Wunsch auf eine göttliche Lebensbegleitung begonnen und 15 Jahre später, als von einer unglücklichen Ehe gezeichnete Frau, abgeschlossen. Ihre am 2. April 1870 als Präambel formulierte Hoffnung: *Ja, mit Gott fange ich dies Tagebuch an und mit Gott will ich dasselbe beenden, doch zwischen Anfang und Ende liegt eine Spanne Zeit und ich will zu Gott hoffen, daß ich größtentheils nur Angenehmes einzutragen habe*, hatte sich nicht erfüllt. Trotz der durchgesetzten Liebesheirat mit dem nach Krems zugewanderten Kaufmannsgesellen Johann Baumgartner 1872 und der Unterstützung ihrer recht wohlhabenden Eltern zeigt sich in den Tagebuchaufzeichnungen der Wetti

Forschungen im deutschen Sprachraum führte im Jahre 1988 zur Gründung der Fachzeitschrift „BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History“, wo bislang neben Fallstudien, Beiträgen zur Theorie und zu methodischen Fragen auch viele einschlägige europäische Sammlungen vorgestellt wurden.

⁴⁾ Das genau zu erörtern, kann nicht die Aufgabe dieses Beitrages sein. Vgl. etwa Pierre Bourdieu, *Die biographische Illusion*. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 3 (1990), S. 75-81 (französisch 1989); Jürgen Franzke, *Lebensgeschichte als Fiktion*. In: Heidrich (Hg.), *Biographieforschung (wie Anm. 1)*, S. 168-175; für die populäre Autobiographik Günter Müller, „So vieles ließe sich erzählen...“ *Von der Geschichte im Ich und dem Ich in den Geschichten der populären Autobiographik*. In: *Wiener Wege der Sozialgeschichte. Themen – Perspektiven – Vermittlungen*. Michael Mitterauer zum 60. Geburtstag, hrsg. vom Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien (Wien-Köln-Weimar 1997), S. 335-356; in *Hinblick auf Autobiographien von Frauen: Gisela Brinker-Gabler, Metamorphosen des Subjekts. Autobiographie, Textualität und Erinnerung*. In: Magdalene Heuser (Hg.), *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 85, Tübingen 1996)*, S. 393-404; für die feministische Biographik Monika Bernold/Johanna Gehmacher, *A Private Eye on Feminist Agency: Reflections on Self-Documents, Biography, and Political Consciousness*. In: *Women's Studies International Forum 22/2 (1999)*, S. 237-247; sowie demnächst: dies. (Hg.), *Die Vizepräsidentin. Fragmente einer Auto/Biographie der Frauenfrage. Kommentierte Edition der Tagebücher, Korrespondenzen und Schriften von Mathilde Hanzel-Hübner*. Mit einem Vorwort von Edith Saurer (*L'Homme Archiv. Quellen zur Feministischen Geschichtswissenschaft 1, Wien-Köln-Weimar 2000*). Die in vielerlei Hinsicht noch immer hilfreiche Einführung von Werner Fuchs, *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden (WV Studium 127, Opladen 1990)*, wäre daher vor allem um die neueren dekonstruktivistischen Ansätze feministischer und postmoderner (Auto-)Biographieforschung zu erweitern.

⁵⁾ Der Begriff „Ego-Dokumente“ wurde im deutschsprachigen Raum in Anlehnung an niederländische Forschungen primär mit dem Blick auf die besondere Quellensituation der Frühen Neuzeit von Winfried Schulze favorisiert; vgl. ders. (Hg.), *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte (Berlin 1996)*. Entsprechend der hier in der Einleitung vorgenommenen, sehr umfassenden Definition hat sich die Bezeichnung als Überbegriff für sehr verschiedene Arten von Selbstzeugnissen durchgesetzt; vgl. dazu, auch kritisch, den Beitrag von Martin Scheutz im vorliegenden Band.

Baumgartner-Teuschl zunehmend deutlicher ein markanter sozialer und ökonomischer Abstieg. Nachdem das Paar nach Wien gezogen war, wo der einzige Sohn der beiden geboren wurde, mußten ein erstes wie ein zweites eigenes Geschäft bald wieder verkauft werden; die Schulden häuften sich, und der Druck der Gläubiger stieg. Parallel dazu werden erste Ehekrise thematisiert. Schließlich wurde Johann Baumgartner wegen des Verdachts der fahrlässigen Krida für mehrere Monate im Landesgericht Wien festgehalten, und seine Frau zog mit ihrem Kind aus räumlich engen Wohnverhältnissen wieder nach Krems zu ihren Eltern. Dort beschloß sie, ungeachtet aller Vorbehalte bürgerlicher Kreise diesem Beruf gegenüber, sich zur Hebamme ausbilden zu lassen, mußte den begonnenen Kurs aber wieder abbrechen, als ihr Mann an den Blattern erkrankte. Nach weiteren Versuchen, als Geschäftsmann in Wien Fuß zu fassen, übernahm dieser mit Hilfe des Schwiegervaters eine freigewordene Spezereiwarenhandlung im Heimathaus seiner Frau, die Familie zog endgültig nach Krems, wo die einst beliebte Bürgerstochter das Gerede der Kleinstadt fürchtete: *Das Reden der Leute in Krems fürchte ich schon wieder, denn sie sind gar so böse. Am Ende heisst es, wir sind schon wieder fertig und müssen froh sein, oben sein zu dürfen* (5. November 1877). Das Geschäft ging trotzdem relativ gut, wenn sich auch sein Inhaber zunehmend dem Alkohol zukehrte und von seiner Frau distanzierte, was Wetti Baumgartner-Teuschl in ihrem Tagebuch nur andeutete. Die Bilanz ihres bisherigen Lebens fiel im Februar 1885, als die Mutter an Krebs starb, dagegen unzweifelhaft negativ aus: *So stehe ich da, zerfallen mit allem, zweifelnd an allem, die Zukunft so sehr traurig, die Vergangenheit voller Täuschungen, kämpfend mit dem Herzen voll begehrender Liebe und entsagender Pflicht, ein armes, blutendes, zerrissenes Menschenherz beneidet nun das Leben der kurzsichtigen Menschen!*

Nur wenig später, im Mai desselben Jahres, endet das private Tagebuch dieser Frau. Sie hat es weder fortgesetzt, nachdem ihr Mann sieben Jahre später starb, noch als sie wieder heiratete und erneut nach Wien zog, wo sie als Beamtengattin und in der Atmosphäre einer Ehe, die in der Familienüberlieferung als harmonisch bezeichnet wird, auch finanzielle Sicherheit fand. Am 15. März 1936, im 85. Lebensjahr, schrieb Wetti Baumgartner-Teuschl noch ein sogenanntes „Gedenkblatt“ für ihre Nachfahren. Es handelt von der Herkunft der Eltern und der beruflichen Laufbahn des Vaters vom Postillon und Stafettenreiter des Revolutions- und Kriegsjahres 1848 zum Hausinhaber und Betreiber eines Stellwagenbetriebes in Krems, weiters vom Brand seines Hauses 1858, von Schlittenfahrten, der Bedeutung von Musik im Leben des Vaters und der Erinnerung an das Kriegsjahr 1866. Was wir heute von Wetti Teuschl-Baumgartner sonst noch wissen, hat ihr Urenkel Helmut Hörner minutiös in Tauf- und Trauungsbüchern oder Sterberegistern recherchiert.⁶⁾

Mein zweites Beispiel handelt von einem weitaus umfangreicheren Weinviertler Frauentagebuch. Es erzählt vor allem vom Krieg beziehungsweise von seinen lebenslangen Folgen und besteht aus mehreren Bänden, von denen einige ursprünglich Haushalts- oder Rechnungsbücher und Schulhefte darstellten. Die Sorge um ihren seit 1944 in Rußland vermißten Sohn motivierte die Pirawarther Müllersfrau Theresia Vogt, ein im

⁶⁾ Für die Überlassung von Kopien aller Aufzeichnungen seiner Urgroßmutter für die „Sammlung Frauennachlässe“ sei Herrn Diplomingenieur Helmut Hörner an dieser Stelle herzlich gedankt. Er hat selbst Ausschnitte daraus veröffentlicht und kommentiert: ders., Kremser Erinnerungen. In: Das Waldviertel 46 (1997), S. 45-58.

Kriegsjahr 1941 eigentlich als „Mahl- und Schrotbuch“ begonnenes Schreibheft wenige Jahre später ebenso als Tagebuch zu verwenden wie ein rotkartoniertes Haushaltsbuch, dessen Deckel noch heute große, vergilbt anmutende Wachstropfen zieren. Schon die zweite und dritte Seite des genannten „Mahl- und Schrotbuches“ zeigen deutlich den fließenden Übergang zwischen Rechnungsführung und kurzen diaristischen Eintragungen ab 1945/46, der auch für die späteren Tagebücher der Theresia Vogt charakteristisch bleibt. Sie hat darin „ihr Leben Tag für Tag abgerechnet, penibel und pointiert“, wie Alfred Komarek es beschrieb, der die Tagebücher dieser Frau der „Sammlung Frauen-nachlässe“ überlassen hat.⁷⁾ Hier wechseln sich in der Tat Eintragungen ab, die vor allem von den sich ständig wiederholenden Bewegungen eines Lebens erzählen – vom Essen, der vielen Arbeit und der Anzahl der gefundenen Hühnereier, dem Wetter und den Zeitungsnachrichten, den Einnahmen aus der Mühle und den Ausgaben; selbst die monatliche Menstruation wird durch ein Kreuz markiert. Dazwischen mengen sich die zunehmend kritischer werdenden Eintragungen über den aus dem Krieg heimgekehrten Ehemann, und vor allem Erinnerungen, getragen vom nie verstummenden Schmerz um den einzigen Sohn Willi, den sie nie mehr wiedersehen sollte. Die unzähligen Momente des Gedenkens an ihn, gepaart mit der wiederholt durchscheinenden Hoffnung, daß er noch leben könnte, werden ergänzt durch einige Briefe und zahlreiche Zetteleinlagen: Sie dokumentieren Briefentwürfe der Theresia Vogt an den Suchdienst des Roten Kreuzes und Korrespondenzen mit Behörden, oder mehrere Schreiben, die über für den Sohn gelesene Messen informieren. Erhalten sind auch ein Schulheft von ihm und ein Feldpostbrief an die Mutter aus dem Jahre 1943, in dem er diese zu beruhigen suchte: *Es war mir nicht möglich, Dir früher zu schreiben, da ich keine Luftfeldpostmarken hatte. Heute gab es wieder einige, über das bin ich sehr erfreut und habe mich natürlich gleich bemüht, Dir diese Zeilen zu schreiben damit Du beruhigt bist. Es geht mir gut und auch meine Gesundheit habe ich erhalten. Nur verdammt wenig zu essen gibt es, aber dies soll kein Klagelied sein. Du brauchst Dir keine Sorgen zu machen...* Auf einem überlieferten Foto des Soldaten Willi vermerkte die Mutter ihrerseits: *Was will die einsame Träne? Sie trübt mir ja den Blick – Sie blieb seit Willis letzten Abschied und Urlaub (26. 7. 43) in meinem Auge zurück.*

Daß die Tagebücher und persönlichen Zeugnisse der Theresia Vogt noch erhalten sind, ist eigentlich ein Zufall. Einmal kam jemand, der sich für ihr Leben in der halb verfallenen Pirawarther Mühle interessierte, zu ihr auf Besuch in das Altersheim – und sie schenkte Alfred Komarek ihren Nachlaß zur freien Verfügung, wohl wissend, daß er sonst nach ihrem einsamen Tod vermutlich weggeworfen worden wäre. Das wäre im Falle der Waldviertler Bäuerin Maria Theresia Beischlager, der dritten Frau, die ich hier kurz vorstellen will, so nicht denkbar. Sie wurde 1901 in Frauendorf an der Schmida als älteste Tochter eines Bindermeisters und einer Dorfgreißlerin geboren, lebte dann in Gars am Kamp und hat erst im hohen Alter umfangreiche Lebenserinnerungen aufgezeichnet. Das Umfeld einer großen Familie sichert hier die private Überlieferung, die gleichzeitig im Kontext des erwachten geschichtswissenschaftlichen Interesses für solche Texte steht: Maria Beischlager reagierte zuerst, wie viele andere ältere Frauen auch, auf einen

⁷⁾ Vgl. Alfred Komarek (Text) und Jaroslav Podesva (Fotos), Es war heute stillkalt, gefroren und stürmisch. Beispiele für die Dämonie der Idylle. Die Mühle ist tot. Aber die Müllerin lebt noch. In: Diners Club Magazin, Dezember 1986, S. 18-25.

Schreibaufruf der Zeitschrift „Frauenblatt“ zum Thema „Als ich noch ein Kind war“ mit wenigen Seiten. Das Schriftbild dieses Beitrages zeigt deutlich, wie wenig vertraut ihr das Schreiben zu diesem Zeitpunkt war; es wirkt so, als hätte sie sich jahrzehntlang kaum darin geübt, was angesichts des Arbeitsalltags einer Bäuerin mit drei Kindern kaum verwundert. Doch in der Folge griff die alte Frau voller Interesse und Initiative die Aufforderung seitens der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ auf, über lebensgeschichtliche Themen wie Schule, Freizeit und Kinderarbeit, Familienleben und Erziehung, Wohnverhältnisse, Nahrung und Kleidung, Berufswahl und Arbeitsleben, Partnerwahl und Heirat zu schreiben⁸⁾: *Bin in der Lage, über alles der Reihe nach zu berichten*, antwortete sie und verfaßte insgesamt mehrere hundert Seiten mit Erinnerungen von der Kindheit bis ins Alter. Sie lehnte sich dabei keineswegs nur an die angeregten Themenbereiche an, sondern thematisierte ebenso Erfahrungen und Erlebnisse, die ihr besonders wichtig waren und ihrem persönlichen Anliegen der Überlieferung an die Nachfahren entsprachen. So nahm Maria Beischlager beispielsweise den Muttertag im Jahre 1986 zum Anlaß, zu *Ehren meiner lieben seligen für mich heiligen Mutter, Großmutter u. Urahnen Mütter erlebtes u. mündlich Überliefertes [zu] berichten*, wie sie schrieb. Dieses vierzigseitige Manuskript enthält eine Biographie der 1873 geborenen Mutter der Autorin sowie Notizen über die Großmutter mütterlicherseits und außerdem eine Biographie der Schwiegermutter, die in autobiographische Erinnerungen an das – nur latent als konfliktreich beschriebene – Zusammenleben mit dieser Frau als verheiratete Bäuerin mündet. Ein anderes Manuskript Maria Beischlagers erzählt vom Lebensweg ihres Vaters und ein nächstes vom Kampf um eine Dorfkapelle in Gars, die in den sechziger Jahren abgerissen werden sollte. Alle diese Texte verblieben im Original bei der Tochter von Maria Beischlager, die 1988 verstarb. In Kopie sind sie in der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ archiviert und der historischen Forschung zugänglich gemacht; veröffentlicht wurden sie bis heute nicht.

Dafür konnten in der Reihe „Damit es nicht verlorengeht...“, die von Michael Mitterauer und Peter Paul Kloß seit 1983 herausgegeben wird⁹⁾, zwei Bände mit Lebenserinnerungen von Adolf Katzenbeisser erscheinen. Er stammt ebenfalls aus dem Waldviertel und entschloß sich nach der Lektüre von Maria Gremels „Mit neun Jahren im Dienst. Mein Leben im Stübel“, erschienen als erster Band dieser Reihe, zur Niederschrift von Erinnerungen an seine Kindheit im ehemaligen 200-Seelen-Dorf Hörmanns bei Litschau. Im Spätherbst 1985 zog sich Adolf Katzenbeisser dafür einige Wochen in sein Heimatdorf zurück, lebte wieder dort und sprach mit Verwandten und Bekannten über früher. Historische Daten und Angaben entnahm er zudem verschiedenen Zeitdokumenten und Aufzeichnungen, und zur Vergegenwärtigung des einstigen Alltags im Dorf, zur genauen Verortung seiner Erinnerungen, zeichnete er auch einen Wohnungs- und

⁸⁾ In der ersten Aufbauphase des Archivs stellte die Motivierung älterer Menschen zum Verfassen schriftlicher Lebenserinnerungen und ihre Betreuung im Kontext von Erwachsenenbildungsprogrammen ein primäres Aufgabenfeld der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ dar. Für das gemeinsam mit dem Bundesministerium für Unterricht und Kunst durchgeführte Programm „Medienverbund Alltagsgeschichte“ wurde auch eine Art Schreibguide erstellt: Elisabeth Wappelshammer/Therese Weber, Modell Medienverbund. Auch Lebensgeschichte ist Geschichte. Ein Leitfaden für autobiographisches Erzählen und Schreiben (Wien 1985).

⁹⁾ Diese Reihe, die vor allem redigierte populäre Selbstzeugnisse des 19. und 20. Jahrhunderts veröffentlicht, umfaßt heute bereits 45 Monographien und Sammelbände. Sie erscheint im Böhlau-Verlag (Wien-Köln-Weimar).

Dorfplan. So entstand das sehr anschaulich geschriebene Buch „Kleiner Puchermann lauf heim...‘. Kindheit im Waldviertel 1945-1952“ – ein Selbstzeugnis, das verschiedene Aspekte einer Sozialgeschichte der Kindheit ebenso illustriert wie das Spannungsverhältnis zwischen Tradition und Modernisierung in einem Waldviertler Dorf der fünfziger Jahre. Sein Autor zog 1956 nach Wien, um dort eine Lehre bei den österreichischen Bundesbahnen zu absolvieren. Die Erlebnisse und Erfahrungen in diesen Jahren und seine anschließende Berufstätigkeit als Lokführer sind das Thema seines zweiten Buches mit dem Titel „Zwischen Dampf und Diesel“, erschienen 1988 als Band 15 der Reihe „Damit es nicht verlorenght...“. Seither hat Adolf Katzenbeisser zudem andere Aufzeichnungen verfaßt und im Selbstverlag veröffentlicht.¹⁰⁾ Er wird zu Lesungen eingeladen und ist Mitglied eines Schreibkreises älterer Menschen, der sich regelmäßig trifft. Seine Einstellung zum Schreiben bilanzierte er kürzlich so¹¹⁾: *Bereits als Volksschüler machte ich mir kleine Notizen und stellte Statistiken auf. Vom 15. bis zum 25. Lebensjahr machte ich tagebuchähnliche Aufzeichnungen über alltägliche Ereignisse. Aber es war eher ein Zeitvertreib – und damit ich den Umgang mit der Kursive nicht verlernte. Ein Verlangen nach richtigem Schreiben bestand nicht. Erst mit Anfang der Vierzig griff ich zur Feder. Anlaß war der Band von Maria Gremel „Mit neun Jahren im Dienst“.*

2. Definitionen und Traditionen der populären Autobiographik

Lassen wir die genannten Quellen nochmals Revue passieren: Die Rede war von Frauentagebüchern, Haushalts- und Rechnungsbüchern, Feldpostbriefen und schriftlichen Lebenserinnerungen, die mitunter durch mündliche Erzählungen aus dem Verwandten- und Bekanntenkreis ergänzt wurden; ich erwähnte weiters Fotografien und selbst angefertigte Dorf- und Wohnungsskizzen, auch Schulhefte und Schulzeugnisse, diverses amtliches Schriftgut und Schreiben an bürokratische Institutionen – alles verfaßt und überliefert von unbekanntem Frauen bürgerlicher Herkunft und von Frauen aus gesellschaftlichen Unterschichten sowie auch von Männern aus dem breiten, inhomogenen Spektrum der „unteren“ gesellschaftlichen Bildungsschichten. Damit ist jenes Geschlecht, sind manche jener Gruppen benannt, deren Lebenswege und -erfahrungen, wie eingangs erwähnt, in der historischen Biographik lange Zeit ausgeklammert blieben: Der seit der Aufklärung besonders wirkungsmächtig mit der „Natur“ begründete Einschluß des weiblichen Geschlechts in Räume und Strukturen des Privaten, Nicht-Öffentlichen¹²⁾

¹⁰⁾ Vgl. Adolf Katzenbeisser, Schwerspat. Die Geschichte eines Bergwerks. Die Lebensgeschichte des Bergmanns Ernst Tisch (Wien 1992); ders., „Glücklich, der a Pech hat.“ Leben und Arbeiten der Pecher (Wien 1992); ders., Geboren in der Bukowina. Geschichte eines Lebens – Geschichte einer Zeit (Wien 1993).

¹¹⁾ In: Beiträge der Aktion „Schreiben macht Frau(n)de“. Einsendungen nach einem Schreibauftrag im Dezember 1996, Teil I: Wien/Umgebung, dokumentiert von der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“, Wien, im April 1997.

¹²⁾ Diese für die bürgerliche Gesellschaft charakteristische Biologisierung oder Naturalisierung der weiblichen wie der männlichen Geschlechtscharaktere ist mittlerweile durch eine Reihe von Studien aus verschiedenen Disziplinen belegt. Für die Diskussionen innerhalb der Geschichtswissenschaften vgl., noch immer grundlegend, Karin Hausen, Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas (Stuttgart 1976), S. 376-393; Ute Frevert (Hg.), Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit (Frankfurt/M. 1986); Claudia Honegger, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850 (Frankfurt/M.-New York 1991).

implizierte eine Bewertung weiblicher Lebensläufe als nicht geschichtswürdig; hiermit verband sich die Meinung, die meisten Frauen hätten auch keinerlei relevante Dokumente oder keine schriftlichen Selbstzeugnisse produziert. Eine ähnliche Einschätzung, der auch die Geschichtswissenschaft lange folgte, galt für Männer der bäuerlichen Gesellschaft und für Arbeiter, oder etwa auch für „einfache“ Soldaten, deren gesellschaftliches Prestige ja bis weit in das 19. Jahrhundert hinein äußerst gering war.

Erst in den achtziger Jahren begann eine Art Entdeckungsreise in nichthegegoniale historische Schreibkulturen, die im deutschsprachigen Raum auch von der Volkskunde ausging: Im Jahre 1985 legte Bernd Jürgen Warneken vom Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaften in Tübingen sein Buch „Populare Autobiographik“ vor, in dem er die Auffassung von der „Beinahe-Schriftlosigkeit des Volkes“ als Produkt und als Mitproduzent der gerade erläuterten „Neglektionsspirale“ demontierte.¹³⁾ Vor dem Hintergrund der äußerst positiven Ergebnisse aktueller Senioren-Schreibaufrufe entwickelte Warneken die These, daß auch Angehörige „unterer Bildungsschichten“¹⁴⁾ weitaus mehr Selbstzeugnisse produziert hätten als bislang angenommen – und zwar in der Form verschiedenster Texte, deren Bandbreite vom Genre des Briefes inklusive Feldpostbriefe oder Bittbriefe an Behörden über Memoiren und Familienchroniken bis hin zu den bäuerlichen Anschreibbüchern reicht. Für all das prägte Warneken den Begriff der „popularen Autobiographik“¹⁵⁾, der sich rasch eingebürgert hat – umso mehr, da in den folgenden Jahren, wie bereits deutlich wurde, tatsächlich zunehmend mehr verschiedenste populäre Selbstzeugnisse entdeckt oder auch wiederentdeckt wurden. Das gilt selbst für die Frühe Neuzeit¹⁶⁾, und vor allem für das 19. und 20. Jahrhundert, als die tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbrüche erst die Voraussetzungen für eine enorme Zunahme lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen schufen.¹⁷⁾ Einige der nunmehr in das Blickfeld der Forschung gelangten Textformen sind bereits intensiver erforscht, andere noch kaum – zumindest nicht im Kontext geschichtswissenschaftlicher Fragestellungen.

Nur vereinzelt im lebensgeschichtlichen Kontext analysiert werden etwa bis heute die zahlreich überlieferten bäuerlichen An- oder Aufschreib- und Wirtschaftsbücher, obwohl hier nicht nur vielfältigste Daten und Informationen zu Wirtschaftsweisen, Einnahmen

¹³⁾ Bernd Jürgen Warneken, *Populare Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung* (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 61, Tübingen 1985), S. 3.

¹⁴⁾ Ebd., S. 8. Mit „untere Bildungsschichten“ meint Warneken, in Abgrenzung zu Begriffen wie „Volk“, „kleine Leute“, „einfache Leute“ etc., ein „relativ breites Spektrum, das von den untersten bis zu den ‚unteren mittleren‘ Bildungsschichten reicht“. Jedenfalls handelt es sich dabei um eine „nicht-professionelle“ Autorenschaft.

¹⁵⁾ Vgl. dazu auch Warnekens spätere Arbeiten, wie z. B. Bernd Jürgen Warneken, *Populare Autobiographik. Ein Bericht aus dem Tübinger Ludwig-Uhland-Institut*. In: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 6 (1993), S. 119-125. Eine Bilanz enthält zudem ders., *Social Differences in the Autobiographical Representation of the Self*. In: Christa Hämmerle (Hg.), *Plurality and Individuality. Autobiographical Cultures in Europe* (ifk-materialien 2/95, Wien 1995), S. 7-14.

¹⁶⁾ Vgl. dazu vor allem Benigna von Krusenstjern, *Selbstzeugnisse der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Beschreibendes Verzeichnis* (Selbstzeugnisse der Neuzeit 6, Berlin 1997); Jan Peters, *Wegweiser zum Innenleben? Möglichkeiten und Grenzen der Untersuchung populärer Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit*. In: *Historische Anthropologie* 1 (1993), S. 235-249; Schulze (Hg.), *Ego-Dokumente* (wie Anm. 5); Harald Tersch, *Österreichische Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (1400-1650)* (Wien 1998).

¹⁷⁾ Müller, „So vieles ließe sich erzählen...“ (wie Anm. 4), S. 337, mit dem Verweis auf Industrialisierung, verstärkte Mobilität und Individualisierung.

und Ausgaben eines Hofes festgehalten wurden, sondern ebenso Familiäres und – mehr oder weniger subjektiv ausgebreitet – eigene Erlebnisse und Erfahrungen.¹⁸⁾ Umgekehrt existiert in der bundesdeutschen Historiographie, zunehmend aber auch in Österreich, bereits eine Reihe von Untersuchungen auf der Basis von Feldpostbriefen und manchen anderen populären Kriegsaufzeichnungen.¹⁹⁾ Obwohl solche Quellen noch 1986 als „unentdeckt“ und 1989 als „wenig genutzt“ beschrieben wurden²⁰⁾, scheint das angesichts der Tatsache, daß insbesondere die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts eine immense Popularisierung des privaten Schreibens mit sich brachten²¹⁾, nur logisch. Die Auswer-

¹⁸⁾ Vgl. Roman Sandgruber, Der Hof des „Bauern in Hof“. Agrargeschichte des 20. Jahrhunderts im Spiegel von Wirtschaftsrechnungen und Lebenserinnerungen. In: Wiener Wege der Sozialgeschichte (wie Anm. 4), S. 299-333. Die Entstehung solcher Aufzeichnungen hat der deutsche Historiker Jan Peters bis in das 17. Jahrhundert zurückdatiert; vgl. ders., Zur Auskunftsfähigkeit von Selbstsichtzeugnissen schreibender Bauern. In: Schulze (Hg.), Ego-Dokumente (wie Anm. 5), S. 175-190, hier 178 f.; vgl. auch ders., Wegweiser zum Innenleben? (wie Anm. 16); ders./Hartmut Harnisch/Lieselott Enders, Märkische Bauerntagebücher des 18. und 19. Jahrhunderts. Selbstzeugnisse von Milchviehbauern aus Neuholland (Weimar 1989).

¹⁹⁾ Vgl. Christine Brocks/Benjamin Ziemann, „Vom Soldatenleben hätte ich gerade genug.“ Der Erste Weltkrieg in der Feldpost von Soldaten. In: Rainer Rother (Hg.), Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges, Ausstellungskatalog (Berlin 1994), S. 109-120; Peter Knoch, Kriegsalltag. In: ders. (Hg.), Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung (Stuttgart 1989), S. 222-251; Volker Kretschmer/Detlef Vogel, Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg: Propagandainstrument und Spiegelbild von Kriegsauswirkungen. In: Sowi 19 (1990), S. 103-110, bes. 106-108; Alf Lüdtke, Soldatenbriefe – Heimatbriefe. In: ebd., S. 133 f.; Bärbel Kuhn, „Die Freude am Krieg fehlte mir jemals.“ Das Kriegserlebnis des Walter Brosin in seinen Feldpostbriefen 1914-1918. In: „Als der Krieg über uns gekommen war...“ Die Saarregion und der Erste Weltkrieg (Saarbrücken 1993), S. 94-107; Klaus Latzel, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997), S. 1-30; ders., Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939-1945 (Krieg in der Geschichte 1, Paderborn 1998); Klara Löffler, Aufgehoben: Soldatenbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg (Bamberg 1992); Aribert Reimann, Die heile Welt im Stahlgewitter: Deutsche und englische Feldpost aus dem Ersten Weltkrieg. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Dieter Langewiesche/Hans-Peter Ullmann (Hg.), Kriegserfahrungen. Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte N. F. 5, Essen 1997), S. 129-145; Thomas Rohrkrämer, Der Militarismus der „kleinen Leute“. Die Kriegervereine im Deutschen Reich 1870-1914 (München 1990); Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.), Andere Helme – Andere Menschen? Heimerfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte N. F. 2, Essen 1995); Werkstatt Geschichte 22 (1999): Feldpostbriefe; Benjamin Ziemann, Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923 (Essen 1997); Christa Hämmerle, „Habt Dank, Ihr Wiener Mädelein...“ Soldaten und weibliche Liebesgaben im Ersten Weltkrieg. In: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 8 (1997), S. 132-154; Verena Moritz, Gefangenschaft und Revolution: deutschösterreichische Kriegsgefangene und Internationalisten in Rußland 1914-1920 (Diplomarbeit, Universität Wien 1995).

²⁰⁾ Vgl. als ein Wegbereiter für die Sammlung und Auswertung von Feldpostbriefen, Peter Knoch, Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung. In: Geschichtsdidaktik 11 (1986), S. 154-171; für Österreich: Fritz Fellner, Der Krieg in Tagebüchern und Briefen. Überlegungen zu einer wenig genutzten Quellenart. In: Klaus Amann/Hubert Lengauer (Hg.), Österreich und der Große Krieg 1914-1918. Die andere Seite der Geschichte (Wien 1989), S. 205-213.

²¹⁾ Das demonstrieren eindrucksvoll verfügbare Zahlenangaben zur Quantität der Feldpost im Ersten Weltkrieg. So wurde für das Deutsche Reich recherchiert, daß die Feldpost während des Krieges rund 28,7 Milliarden „Sendungen aller Art“ zwischen Front, Etappe und Heimat austauschte, wobei Briefe, Korrespondenzkarten, Telegramme und Pakete aus der Heimat in Richtung Front überwogen; es waren etwa 9,9 Millionen Sendungen täglich, gegenüber etwa 6,8 Millionen in umgekehrter Richtung; vgl. dazu Bernd Ulrich, Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg – Bedeutung und Zensur. In: Knoch (Hg.), Kriegsalltag (wie Anm. 19), S. 40-75, hier 43. Auch die nur ein Jahr vor Kriegsausbruch neugeregelte Institution der Feldpost in der k.u.k. Monarchie mit ihren 13 Nationalitäten, deren Soldaten vor allem in Rußland und in Rumänien, am Balkan und gegen Italien, aber auch an der deutschen Westfront, am Suezkanal und in Palästina, an den Dardanellen und im Fernen Osten kämpften, soll – vermutlich in der stärksten Zeit – eine Tagessumme von 9 Millionen Sendungen befördert haben; vgl. Frederic Patka, Auch das war die Feldpost. Episoden aus

tung von Feldpost erweiterte das bislang vor allem auf Methoden der *Oral History* eingeschränkte Untersuchungsfeld einer subjektorientierten Kriegsgeschichte erheblich und ermöglichte auch für Kriege vor dem Zweiten Weltkrieg eine erfahrungsgeschichtlich orientierte Perspektive²²⁾, die für biographische Forschungen fruchtbar gemacht werden könnte. Dabei ist allerdings zu bedenken, was auch in dem oben zitierten Feldpostbrief des Müllersohnes Willi Vogt aus Rußland aus dem Jahre 1943 widerspruchsvoll anklingt, wenn es beschwichtigend heißt: *Es geht mir gut und auch meine Gesundheit habe ich erhalten... Du brauchst Dir keine Sorgen zu machen...* Das weist darauf hin, daß mit „Erfahrungsgeschichte“ weniger die Filtrierung von angeblich „authentischen“ Kriegserlebnissen gemeint sein kann, sondern daß private Kriegsbriefe ebenso wie Kriegstagebücher stets mit Blick auf die „innere“ wie die „äußere“, institutionalisierte Zensur²³⁾ zu entschlüsseln sind. Bereits im Ersten, in vielerlei Hinsicht schon „totalen“ Weltkrieg kam es zudem zu einer massiven Instrumentalisierung von Selbstzeugnissen in der offiziellen, durch die Medien transportierten Kriegspropaganda, die ihre Formen, Tendenzen und Inhalte beeinflusste.²⁴⁾ Und auch die erst nach 1918 aufgezeichneten Memoiren von Soldaten der unteren Ränge konstituierten sich, so sie überhaupt veröffentlicht wurden, spannungsreich im Kielwasser einer wirkmächtigen offiziellen Erinnerungskultur, die schon vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten einen „Mythos des Kriegserlebnisses“²⁵⁾ schuf und die „Schützengrabengemeinschaft“²⁶⁾ aller Kriegsteilnehmer unterstrich. Die Edition gegenläufiger Erinnerungen sollte, von wenigen Ausnahmen abgesehen, erst der heutigen Zeit vorbehalten bleiben.²⁷⁾

dem dienstlichen Alltag der k.u.k. Feldpost 1914-1918. In: Studien und Dokumente zur österreichisch-ungarischen Feldpost im Ersten Weltkrieg, redigiert von Joachim Gatterer und Walter Lukan (Wien 1989), S. 55-75, hier 74; Alfred Clement, Handbuch der Feld- und Militärpost, II: 1914-1918. Die k.u.k. Feldpost während des Ersten Weltkrieges (Graz 1964), S. 333.

- ²²⁾ Zur kritischen Relativierung einer Sichtweise, die impliziert, die Nutzung soldatischer Feldpost für eine Perspektive von „unten“ wäre eine Erfindung der neueren Alltagsgeschichte oder einer „Militärgeschichte von unten“, vgl. Bernd Ulrich, Feldpostbriefe des Ersten Weltkrieges – Möglichkeiten und Grenzen einer alltagsgeschichtlichen Quelle. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 53 (1994), S. 73-83; ders., „Militärgeschichte von unten“. Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert. In: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 473-503.
- ²³⁾ Vgl. für den Zweiten Weltkrieg nunmehr besonders ausführlich Latzel, Deutsche Soldaten (wie Anm. 19); in Hinblick auf das Zensursystem in Österreich Gustav Spann, Das Zensursystem des Kriegsabsolutismus in Österreich während des Ersten Weltkrieges 1914-1918. In: Erika Weinzierl/Rudolf G. Ardel (Hg.), Justiz und Zeitgeschichte. VIII. Symposium Zensur in Österreich 1780 bis 1989 am 24. und 25. Oktober 1989 (Wien-Salzburg 1991), S. 31-58; Isa Schikorsky, Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil in Kriegsbriefen. In: Wirkendes Wort 2 (1992), S. 295-315; Ulrich, Feldpostbriefe (wie Anm. 22); Benjamin Ziemann, Feldpostbriefe und ihre Zensur in den zwei Weltkriegen. In: Klaus Beyer/Hans-Christian Täubrich (Hg.), Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation (Heidelberg 1996), S. 163-170.
- ²⁴⁾ Vgl. für Feldpostbriefe Bernd Ulrich, Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933 (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte N. F. 8, Essen 1997).
- ²⁵⁾ George L. Mosse, Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben. Aus dem Amerikanischen von Udo Reinert (Stuttgart 1993, amerikanische Erstausgabe New York 1990), z.B. S. 13.
- ²⁶⁾ Thomas Kühne, Kameradschaft – „das Beste im Leben des Mannes“. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive. In: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 504-529, hier 509.
- ²⁷⁾ Vgl. für Österreich, als eine dieser seltenen Ausnahmen in der Zwischenkriegszeit: Ein Volk klagt an! Fünfzig Briefe über den Krieg (Wien-Leipzig 1931). Besonders eindringliche Kriegsmemoiren über seinen Einsatz im Ersten Weltkrieg, die erst vor einem Jahrzehnt veröffentlicht werden konnten, hat der Elsässer Bauer Dominik Richert verfaßt: ders., Beste Gelegenheit zum Sterben. Meine Erlebnisse im Kriege 1914-1918, hrsg. von Angelika Tramitz und Bernd Ulrich (München 1989).

Trotz der gerade betonten Vielzahl von neueren Studien, die auf populäre Feldpost rekurren, bleibt festzuhalten, daß diese Forschungen bislang großteils der Seite der Soldaten verhaftet blieben. Kriegsbriefe von Frauen oder umfangreichere Korrespondenzen zwischen einzelnen Frauen und ihren eingerückten Ehemännern, Söhnen oder Vätern wurden hingegen noch selten ins Zentrum gerückt.²⁸⁾ Das mag auch eine Konsequenz der besonderen Quellsituation sein, da Männerbriefe, die von den Fronten in die Heimat geschickt wurden, offenbar häufiger erhalten geblieben sind als Frauenbriefe, die vielfach schon während des Krieges verloren gingen.²⁹⁾ Es ist dennoch ein gravierendes und folgenreiches Desiderat, und zwar nicht nur, weil durch Feldpost evozierte Fragen „tief in das durch den Krieg gestörte Mann-Frau-Verhältnis hineinreichen“, wie Wolfram Wette es formuliert hat.³⁰⁾ Vor allem ermöglichen erst geschlechtervergleichende Untersuchungen Einblicke in die prinzipielle Interdependenz differenter männlicher und weiblicher Wahrnehmungs-, Erlebnis- und Sichtweisen im und vom Krieg und deren Stabilität oder Wandel im Kontext biographischer oder struktureller Bedingungen. Eine intensivere Erforschung der nichtsdestotrotz massenhaft überlieferten Frauenbriefe aus Kriegszeiten könnte zudem im Sinne einer Dekonstruktion geschlechterideologischer Stereotypen an jene Ergebnisse der literatur- und kulturwissenschaftlichen historischen Frauenforschung anknüpfen, die schon für den Beginn des hier behandelten Zeitraumes, nämlich für die Jahrzehnte um 1800, einen Höhepunkt weiblicher Briefkultur konstatiert hat.³¹⁾

²⁸⁾ Vgl. Christa Hämmerle, „...wirf ihnen alles hin und schau, daß du fort kommst“. Die Feldpost eines Paares in der Geschlechter(un)ordnung des Ersten Weltkrieges. In: *Historische Anthropologie* 6 (1998), S. 431-458; Inge Marszolek, „Ich möchte Dich zu gern mal in Uniform sehen“. Geschlechterkonstruktionen in Feldpostbriefen. In: *Werkstatt Geschichte* 22 (1999), S. 41-59; Margaretta Jolly, Briefe, Moral und Geschlecht. Britische und amerikanische Diskurse über das Briefeschreiben im Zweiten Weltkrieg. In: Vogel/Wette (Hg.), *Andere Helme (wie Anm. 19)*, S. 173-203; Ulrike Jordan, „This silly old war...“ Briefe englischer Frauen an die Front (1940-1945). In: ebd., S. 237-256; Juddy B. Litoff/David C. Smith, „Macht Euren Job und kommt bald heim!“ Briefe amerikanischer Frauen an die Fronten. In: ebd., S. 307-327. Eine Analyse österreichischer Frauenkriegsbriefe leistet überdies der bereits etwas ältere Beitrag von Gustav Spann, *Vom Leben im Kriege: die Erkundung der Lebensverhältnisse der Bevölkerung Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg durch die Briefzensur*. In: Rudolf G. Ardel/Wolfgang J. A. Huber/Anton Staudinger (Hg.), *Unterdrückung und Emanzipation. Festschrift für Erika Weinzierl zum 60. Geburtstag* (Wien 1985), S. 149-165; vgl. auch die erst demnächst im Druck erscheinende geschlechtervergleichende Analyse von Margit Sturm, *Lebenszeichen und Liebesbeweise. Zur Bedeutung von Feldpost und Briefschreiben am Beispiel der Korrespondenz eines jungen Paares* (Diplomarbeit, Universität Wien 1992).

²⁹⁾ Vor dem Problem der mangelhaften Überlieferung von Frauenbriefen standen auch jene Fallstudien, die auf Veränderungen im subjektiven Erleben einzelner Soldaten fokussieren. Die Briefe ihrer weiblichen Angehörigen waren nicht oder kaum mehr erhalten: Peter Knoch, *Kriegserlebnis als biografische Krise*. In: Andreas Gestrich/Peter Knoch/Helga Merkel (Hg.), *Biographie – sozialgeschichtlich. Sieben Beiträge* (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1538, Göttingen 1988), S. 86-108, hier 95 und 107; Kuhn, „Die Freude am Krieg“ (wie Anm. 19), S. 95; sowie Löffler, *Aufgehoben* (wie Anm. 19), S. 21 und 75-162. Ziemann, *Front und Heimat* (wie Anm. 19), verdankt die Möglichkeit, verschiedenste Briefe bayerischer Bäuerinnen einbeziehen zu können, vor allem einem singulären Bestand, der sogenannten Schinnereriana, zusammengestellt von Adolf Schinnerer ab März 1917. Der Gesamtbestand umfaßt rund tausend Briefauszüge; vgl. ebd., S. 28.

³⁰⁾ Wolfram Wette, *In Worte gefaßt. Kriegskorrespondenz im internationalen Vergleich*. In: Vogel/Wette (Hg.), *Andere Helme (wie Anm. 19)*, S. 329-348, hier 331.

³¹⁾ Vgl. Anita Runge/Lieselotte Steinbrügge (Hg.), *Die Frau im Dialog. Studien zu Theorie und Geschichte des Briefes* (Ergebnisse der Frauenforschung 21, Stuttgart 1991); Barbara Hahn, „Weiber verstehen alles à la lettre.“ Briefkultur im beginnenden 19. Jahrhundert. In: Gisela Brinker-Gabler (Hg.), *Deutsche Literatur von Frauen*, Bd. 2: 19. und 20. Jahrhundert (München 1988), S. 13-27; Beatrix Niemeyer, *Der Brief als weibliches Bildungsmedium im 18. Jahrhundert*. In: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung

Sie wurde freilich vorerst nur von Frauen der sogenannten „gebildeten Stände“, vor allem von den „Romantikerinnen“, getragen, die sich – ausgesperrt von der gesellschaftlichen „Autorposition“³²⁾ – mit ihren literarischen Briefen gleichwohl an der in diesem Zeitraum vielseitig betriebenen und bald festgeschriebenen „Feminisierung“ des privaten Briefes als Genre beteiligten: Er sollte „natürlich“ und „gefühlvoll“ formuliert sein und wurde so idealtypisch in Affinität zur weiblichen „Geschlechtscharaktere“ definiert; in Wechselwirkung damit konstituierte sich in der bürgerlichen Gesellschaft eine primäre Funktion des Briefes als „Instrument weiblicher Bildung“.³³⁾ Als Konsequenz dieser Zuschreibung kam es bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu einer defensiveren Einstellung gegenüber einer Veröffentlichung von Frauenbriefen³⁴⁾, die im 19. Jahrhundert allein dem engen Aktionsradius der Familie zugeordnet blieben. Mehr denn je wurde nun die Ansicht zementiert, daß Frauen Briefe verfassen „anstatt Reisen, Geschäfte, Politik zu machen oder ‚große‘ Literatur zu schreiben“³⁵⁾ – was in der Praxis nicht erst im Weltkrieg 1914/18 millionenfach relativiert werden sollte.³⁶⁾

Die gerade angesprochene, im 19. Jahrhundert besonders nachhaltig betriebene Festschreibung der Frau auf die Familie spiegelt sich auch in der Geschichte des autobiographischen Schreibens im engeren Sinne. Denn das für das Verständnis der Gattung Autobiographie lange so einflußreich gebliebene klassische Modell, das in den Jahrzehnten um 1800 entstand, gründete in den literarischen Vorbildern der „Bekenntnisse“ von Jean-Jacques Rousseau (1764/70) und Johann Wolfgang von Goethes mehrbändigem Werk „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“ (1811/14). Hier wurde die Autobiographie als Ausdruck eines bürgerlichen – und ausschließlich männlichen – Individuums konzipiert, das selbstreflexiv seine Persönlichkeit, sein um das „Ich“ zentriertes Werden und Wirken thematisiert.³⁷⁾ Ein solches normatives Konzept einer gleichsam naturwüchsigen

(Frankfurt/M.-New York 1996), S. 440-452; Mary A. Favret, *Romantic Correspondence: Women, Politics and the Fiction of Letters* (Cambridge 1993); Elizabeth C. Goldsmith (Hg.), *Writing the Female Voice. Essays on Epistolary Literature* (Boston 1989). Der Schwerpunkt dieser Studien liegt entsprechend auf der Erforschung des literarischen Frauenbriefes.

³²⁾ Hahn, „Weiber verstehen alles à la lettre“ (wie Anm. 31), S. 15.

³³⁾ Niemeyer, *Der Brief* (wie Anm. 31), S. 441 und 445 f.; vgl. auch ebd., S. 447: „Das Schreiben von Briefen diente der Einübung von weiblichen Verhaltensmustern, es wurde zur weiblichen Tätigkeit erklärt und fungierte als eine Präsentationsform von Weiblichkeit.“

³⁴⁾ Ebd., S. 449.

³⁵⁾ Runge/Steinbrügge (Hg.), *Die Frau im Dialog* (wie Anm. 31), S. 9.

³⁶⁾ Eindringliche Beispiele für den großen Stellenwert der Politik und der „Geschäfte“ in Kriegsbriefen von Frauen finden sich etwa in: Doris Kachulle (Hg.), *Die Pöhlands im Krieg. Briefe einer Arbeiterfamilie aus dem 1. Weltkrieg* (Köln 1982); Frank Schuhmann (Hg.), „Zieh dich warm an!“ *Soldatenpost und Heimatbriefe aus zwei Weltkriegen. Chronik einer Familie* (Berlin 1989); Sturm, *Lebenszeichen* (wie Anm. 28). Selbst die Bürgersfrau Hanna Boldt rekurrierte in ihren Kriegsbriefen des Jahres 1914 an den in Rußland stationierten Ehemann vielfach auf Politik und begann solche Passagen etwa folgendermaßen: „...wie wär's mal mit ein bisschen Politik?“ In: Edith Hagener (Hg.), „Es lief sich so sicher an Deinem Arm“. *Briefe einer Soldatenfrau 1914* (Weinheim-Basel 1986), S. 79.

³⁷⁾ Vgl. dazu, als kritische Reflexion einer solchen Konzeption von Individualität in Hinblick auf gesellschaftliche Unter- und Randschichten, z.B. Klaus Bergmann, *Lebensgeschichte als Appell. Autobiographische Schriften der „kleinen Leute“ und Außenseiter* (Opladen 1991); in Hinblick auf die damit einhergehende Darstellung von Frauen z. B. Ulrike Prokop, *Die Konstruktion der idealen Frau. Zu einigen Szenen aus den „Bekenntnissen“ des Jean-Jacques Rousseau*. In: *Feministische Studien* 7 (1989), S. 86-96. Eine kritische Betrachtung der Tradition der Autobiographie seit Rousseau und Goethe leistete auch Mary Jo Maynes, *Gender and Narrative Form in French and German Working-Class Autobiographies*. In: *Personal Narratives Group* (Hg.), *Interpreting Women's Lives. Feminist Theory and Personal Narratives* (Bloomington-Indianapolis 1989), S. 101-117; Brinker-Gabler, *Metamorphosen* (wie Anm. 4), S. 395-397.

„Entfaltung“ eines Individuums aber entsprach keinesfalls den damaligen weiblichen Lebensumständen – auch nicht denjenigen der adeligen und der bürgerlichen Frauen.³⁸⁾ Dennoch haben mehr oder weniger unbekannt gebliebene Schriftstellerinnen und Künstlerinnen, zunehmend häufiger auch Lehrerinnen und „Frauenrechtlerinnen“, im Laufe des 19. Jahrhunderts eine beachtliche Anzahl von verschiedensten autobiographischen Texten verfaßt und teilweise auch publiziert. Nur manche von ihnen folgten dabei explizit dem Vorbild Goethes, während andere Frauen vielmehr Familienchroniken oder reine Kindheits- und schließlich reine Berufserinnerungen verfaßten. Um 1900 traten zu dieser Vielfalt die ersten, teilweise anonym herausgegebenen Lebenserinnerungen von Arbeiterinnen hinzu.³⁹⁾ Sie sind zum einen Ausdruck des Kampfes und der gewachsenen Bedeutung der Arbeiterbewegung, des nunmehrigen öffentlichen Interesses an „proletarischen Lebensläufen“ – und in diesem Kontext im Vergleich zu männlichen Autoren solcher Publikationen gewiß als singuläre Erscheinung zu werten, was mit der gesellschaftlichen Geschlechterhierarchie zu begründen wäre.⁴⁰⁾ Andererseits entstand damals offenbar auch ein neues autobiographisches Genre, dessen Entstehungsbedingungen von der Forschung durchaus unterschiedlich bewertet wurden: Während Richard Klucsarits und Friedrich G. Kürbisch, die schon früh eine beeindruckende Sammlung autobiographischer Texte von Arbeiterinnen vorgelegt haben, deren auffallende Übereinstimmung mit dem Verweis auf vergleichbare Lebensumstände erklärten⁴¹⁾, hat Charlotte Heinritz vor allem auf die Vorbildwirkung eines 1895 edierten Textes fokussiert⁴²⁾: In diesem Jahr erschien in dem von Emma Adler in Berlin herausgegebenen „Buch der Jugend. Für die Kinder des Proletariats“ auch Anna Altmanns Beitrag „Aus dem Leben eines Proletarierkindes“. Struktur und Inhalt dieses Textes bildeten das Modell für die vielgelesene, 1909 von August Bebel zuerst anonym publizierte „Jugendgeschichte einer Arbeiterin“ von Adelheid Popp⁴³⁾, die wiederum maßgeblich das 1912 herausgegebene „Gedenkbuch“ mit 18 lebensgeschichtlichen Beiträgen von Pionierinnen der österreichischen Arbei-

³⁸⁾ Vgl. Gudrun Wedel, Rekonstruktionen des eigenen Lebens. Autobiographien von Frauen im 19. Jahrhundert. In: Brinker-Gabler (Hg.), Deutsche Literatur von Frauen, Bd. 2 (wie Anm. 31), S. 154.

³⁹⁾ Wedel, Rekonstruktionen (wie Anm. 38), S. 154, spricht – bezogen auf den deutschen Sprachraum – von insgesamt mehr als 600 bislang bekannt gewordenen autobiographischen Texten von im 19. Jahrhundert geborenen Frauen. Sie erschienen lange nur vereinzelt, ab etwa 1875 aber regelmäßig und in steigender Anzahl; der größte Teil davon wurde allerdings erst nach 1900 veröffentlicht. Eine vergleichende Auswertung der recherchierten Lehrerinnen-Autobiographien leistet Gudrun Wedel in einem Band, der demnächst erscheinen wird: dies., Lehren zwischen Arbeit und Beruf. Einblicke in das Leben von Autobiographinnen aus dem 19. Jahrhundert (*L'Homme Schriften. Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft* 4, Wien-Köln-Weimar 2000). Vgl. auch Dorle Klika, Die Vergangenheit ist nicht tot. Autobiographische Zeugnisse über Sozialisation, Erziehung und Bildung um 1900. In: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart (Frankfurt/M.-New York 1996), S. 283-296, 284 mit dem Hinweis auf die Vorbildwirkung Goethes für manche Autobiographinnen des Bildungsbürgertums.

⁴⁰⁾ Vgl. dazu v.a. Wolfgang Emmerich (Hg.), Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland, Bd. 1: Anfänge bis 1914, Bd. 2: 1914 bis 1945 (Reinbek b. Hamburg 1974 f.).

⁴¹⁾ Richard Klucsarits/Friedrich G. Kürbisch, Arbeiterinnen kämpfen um ihr Recht. Autobiographische Texte rechtloser und entrechteter „Frauenpersonen“ in Deutschland, Österreich und der Schweiz des 19. und 20. Jahrhunderts (Wuppertal 1975), S. 33 ff.

⁴²⁾ Charlotte Heinritz, Autobiographies of Working-Class Women in 1900: The Beginning of a New Genre? In: Hämmerle (Hg.), Plurality (wie Anm. 15), S. 51-60.

⁴³⁾ Sie erschien damals als Band 1 der Reihe „Lebensschicksale in Selbstschilderungen Ungenannter“ in München. Erst in der 2. Auflage wurde der Name der Autorin genannt.

terinnenbewegung beeinflusste.⁴⁴⁾ Auch hier beschrieben proletarische und bürgerliche Sozialistinnen gleichermaßen ihr Leben vor und nach der „Bekehrung“ zum Sozialismus in einer Form, deren kulturelle Tradition Heinritz in Abgrenzung zu früheren Studien zur Arbeiterautobiographie nicht im klassischen Bildungsroman⁴⁵⁾, sondern in den „Bekenntnissen“ des Augustinus verortet.

So provokant oder rein theoretisch solche Diskussionen um mögliche Modelle für das autobiographische Schreiben angesichts des Realitätsgehalts und der sozialen Sprengkraft der proletarischen Erinnerungsliteratur jener Zeit auch sein mögen: Sie verdeutlichen das jedem noch so individuell gestalteten Selbstzeugnis immanente Spannungsverhältnis zwischen Form und Inhalt oder, anders gesagt: den letztlich unauflösbaren Widerstreit zwischen den kulturellen Normierungen eines Textes und der Realität des Lebens, die hier erinnert, gedeutet und bewertet wird. Die Frage kann daher nicht einfach lauten, ob nun die autobiographische Form die Beschreibung des Lebens gestaltet oder umgekehrt das Leben die Form des Schreibens bestimmt.⁴⁶⁾ Wir sollten diese Ebenen als wechselseitig wirksam und damit gleichermaßen konstituierende Elemente des autobiographischen Schreibens begreifen, wobei das „Leben“ eines sich erinnernden Individuums in zwei zeitlichen Dimensionen zu konzipieren wäre: nämlich in seiner Vergangenheit und in jener Gegenwart, in der ein autobiographischer Text als komplexes Ergebnis sozialen, kommunikativen Handelns erst entsteht. Das gilt ebenso für die aktuelle populäre Autobiographik, wie kürzlich Günter Müller demonstriert hat, indem er dem Wirken eines „Vergangenheits-Ichs“ und eines „Gegenwarts-Ichs“ in den Lebenserinnerungen zweier Frauen nachging. Sie wurden beide 1902 in durchaus ähnliche Verhältnisse hineingeboren, wählten später denselben Beruf der Lehrerin und verfaßten im Alter doch sehr gegensätzliche autobiographische Texte, sowohl was deren inhaltlichen Schwerpunktsetzungen anbelangt als auch in Hinblick auf die gewählten Erzählmodelle.⁴⁷⁾

Mit seinem sehr genauen Augenmerk auf solche Differenzen fügte Müller der quellenkritischen Diskussion um die populäre Autobiographik eine neue Facette hinzu. Geleitet von ihrem unbestreitbar hohen Quellenwert für viele Fragen der neueren Sozial-, Familien- und Alltags-, Frauen- und Mentalitätsgeschichte, die in einer Fülle von Forschungsarbeiten bereits gestellt wurden⁴⁸⁾, konzentrierte sich diese Diskussion bislang

⁴⁴⁾ Das „Gedenkbuch. 20 Jahre österreichische Arbeiterinnenbewegung“ wurde von Adelheid Popp in Wien herausgegeben.

⁴⁵⁾ Vgl. Michael Vogtmeier, *Die proletarische Autobiographie 1903-1914* (Frankfurt/M.-Bern-New York 1984); Bernd Witte, *Arbeiterautobiographien. Dokumente sozialen Kampfes oder Abenteuer der Seele*. In: *Arbeiterdichtung: Analysen, Bekenntnisse, Dokumentationen* (Wuppertal 1973).

⁴⁶⁾ Heinritz, *Autobiographies* (wie Anm. 42), S. 55.

⁴⁷⁾ Müller, „So vieles ließe sich erzählen...“ (wie Anm. 4). Zur Konzeptualisierung eines „Vergangenheits-Ichs“ und eines „Gegenwarts-Ichs“ vgl. ausführlich Michael v. Engelhardt, *Biographie und Identität. Die Rekonstruktion und Präsentation von Identität im mündlichen autobiographischen Erzählen*. In: Walter Sparr (Hg.), *Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge* (Gütersloh 1990), S. 197-247; ders., *Sprache und Identität. Zur Selbstdarstellung und Selbstsuche im autobiographischen Erzählen*. In: Henning Köbber (Hg.), *Sprache. Fünf Vorträge* (Erlangen 1990), S. 65-88.

⁴⁸⁾ Günter Müller hat in seiner Bilanz solcher Forschungsarbeiten, die auf der Basis der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ durchgeführt wurden, vier analytische Ebenen für die Auswertung der populären Autobiographik ausgemacht: Sie reichen von der Untersuchung der Lebensgeschichten als bloße Träger historischer Sachinformationen über ihren besonders großen Aussagewert für den gesamten Bereich kollektiver wie individueller Handlungs- und Sinnzusammenhänge bis hin zur Erzählforschung

vor allem auf schicht- und geschlechtsspezifische Darstellungsmuster. Nur zum Teil konnte dabei an die Beobachtungen und die Reflexionen der *Oral Historians* angeknüpft werden. Hervorgehoben wurden das Vorherrschen einer deskriptiven, am Faktischen der äußeren Lebensumstände orientierten Erzählweise und die häufige Verwendung des kollektiven „wir“ und „man“ besonders in Kindheitserinnerungen sowie ein geringerer Grad an Introspektion oder Psychologisierung und eine damit einhergehende starke Verortung des Erzählsubjekts in kollektiven Identitäten.⁴⁹⁾ Vor allem den Erzählungen vieler Frauen ordnete man zudem ein „zyklisches“ oder „punktuell“es“ Zeitkonzept zu, das die Rhythmik des Alltags, eine Wiederkehr des Immergleichen konnotiert.⁵⁰⁾ All das ist vor dem Hintergrund der primären Autorenschaft und der besonderen Merkmale des sich seit den frühen achtziger Jahren etablierenden Genres zu sehen: Sowohl in der Wiener „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ als auch im „Erzählerarchiv Tübingen“, das Bernd Jürgen Warneken gegründet hat, wurden vorerst nur unveröffentlichte Manuskripte gesammelt, die im Alter rückblickend verfaßt worden waren. Sie waren zumeist nicht für eine über die engere Familie hinausreichende Adressatenschaft bestimmt und daher in vielerlei Hinsicht freier von den Vorgaben des Buchmarktes und den ‚Zwängen‘ der hegemonialen Schreibkultur. Die „Laien“-Autorinnen und -Autoren dieser Texte waren zudem größtenteils Menschen, die aus gesellschaftlichen Unterschichten, und hier vor allem aus ländlichen, unterbäuerlichen Verhältnissen stammten, wobei Frauen die Mehrzahl darstellten.⁵¹⁾ Sie folgten nur bedingt den bislang vorherrschenden Modellen für die autobiographische Erzählung, sondern orientierten sich beispielsweise auch an mündlichen oder im familiären Umfeld elaborierten Erzähltraditionen, gar an legendenhaft Überliefertem. Ein gewiß sensationelles Beispiel dafür stellt das mit feingliedrigen Schriftzügen beschriebene Bettleintuch einer mantuanischen Landarbeiterin namens Clelia Marchi dar, die praktizierte, wovon sie gehört hatte, daß es schon die alten Ägypter getan hätten – nämlich auf Tuch zu schreiben. Das nach dem Tod ihres Mannes nicht mehr brauchbare gemeinsame Leintuch wurde ihr zum symbolischen Träger für die Niederschrift der Lebenserinnerungen. Es stellt heute das Prunkstück des „Archivio Diaristico“ im toskanischen Pieve Santo Stefano dar, wo alljährlich im Rahmen eines nationalen Wettbewerbs verschiedenste populäre Selbstzeugnisse mit einem

und zur prinzipiellen, noch kaum eingelösten Möglichkeit, die Texte in ihrer Gesamtheit als Materialisation eines „kollektiven Gedächtnisses“ zu analysieren. Vgl. Günter Müller, „Vielleicht hat es einen Sinn“ (wie Anm. 1).

⁴⁹⁾ Vgl. Christa Hämmerle, Formen des individuellen und kollektiven Selbstbezugs in der populären Autobiographie. In: Heidrich (Hg.), Biographieforschung (wie Anm. 1), S. 36-60; dies., Kindheit in Armut. Anmerkungen zu schriftlichen Kindheitserinnerungen aus ländlichen Unterschichten. In: Beiträge zur historischen Sozialkunde 17/1 (1987), S. 10-17; Susanne Mutschler, Ländliche Kindheit in Lebenserinnerungen. Familien- und Kinderleben in einem württembergischen Arbeiterbauerdorf an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert (Tübingen 1985), bes. S. 139 ff.; Bernd Jürgen Warneken, Zur Schichtspezifik autobiographischer Darstellungsmuster. In: Gestrinch/Knoch/Merkel (Hg.), Biographie (wie Anm. 29), S. 141-162.

⁵⁰⁾ Daniel Bertaux/Isabelle Bertaux-Wiame, Autobiographische Erinnerung und kollektives Gedächtnis. In: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“ (Frankfurt/M. 1980), S. 108-122, hier 113; Susanne Sackstetter, Normen und Leitlinien lebensgeschichtlichen Erzählens von Frauen eines württembergischen Dorfs. In: Gestrinch/Knoch/Merkel (Hg.), Biographie (wie Anm. 29), S. 125-140, hier 128.

⁵¹⁾ Das läßt sich gut an der Reihe „Damit es nicht verlorengeht...“ ablesen, in der etwa Erinnerungstexte von Mägden und Hebammen, Häuslerkindern, Knechten und Holzfällern, Sennerinnen und Bergbäuerinnen veröffentlicht wurden.

Preis ausgezeichnet werden. Sie alle repräsentieren, so der Gründer des Archivs, Saverio Tutino, eine Art „kollektives Gedächtnis der einfachen Menschen“ Italiens.⁵²⁾

Das alles bedeutete ein Novum in der Geschichte der Autobiographik, in Hinblick auf die Qualität der Manuskripte wie in Hinblick auf deren Quantität, die sich rasch vergrößerte – zunehmend auch durch vielschichtige Anregungen zum lebensgeschichtlichen Schreiben. Diese gingen, wie im Falle der eingangs vorgestellten Waldviertler Bäuerin Maria Beischlager, von der Initiative der Archive und der engagierten Wissenschaft selbst aus oder wurden ebenso erfolgreich in Organisationen und Programmen der Erwachsenenbildung, durch einschlägige Schreibaufrufe, Radiosendungen und Seniorenwettbewerbe lanciert.⁵³⁾ Auch eine bald eingetretene Konjunktur der Veröffentlichung solcher Lebensgeschichten trug zu ihrer heutigen Popularität bei. Besonders die Vorbildwirkung der verfilmten Bücher „Herbstmilch“ und „Hartes Brot“, 1984 und 1989 erstmals erschienen⁵⁴⁾, sollte nicht unterschätzt werden; auch Maria Gremels schon erwähntes Buch „Mit neun Jahren im Dienst“ war sicher sehr einflußreich. Das zeigt sich auch am zitierten Beispiel von Adolf Katzenbeisser, der als ein Motiv für die Abfassung seiner Kindheitserinnerungen die vorangegangene Lektüre von Maria Gremel anführt. Im Falle des bayerischen Kleinbauernsohnes Franz Xaver Ismair, der als Legitimation für den öffentlichen Wert seiner Lebensgeschichte von der Kindheit bis zu den Erlebnissen als Matrose mehrmals ausführlich auf Anna Wimschneider rekurriert, kommt es sogar zu einer Verkehrung der kulturell lange so fest verankerten Gleichsetzung des Mannes mit dem Allgemeinen. Im Kontext der stark antiklerikalen Stoßrichtung seiner Erzählungen, die er anhand der Geschichte dieser Frau zusätzlich untermauert, heißt es hier: *Heute, in der Demokratie, hat auch der kleine Mann das Recht, sich zur Wehr zu setzen. Darum entnehme ich einige Sätze aus dem Buch von Anna Wimschneider [...].*⁵⁵⁾

Setzt man die vielschichtigen Anregungen und Schreibmotivationen⁵⁶⁾ dieser populären Autobiographik in Relation zu ihren historischen Vorläufern, ergibt sich in Hinblick auf die hier im Vordergrund stehenden quellenkritischen Betrachtungen zweierlei: Neu ist das selbst von schreibenden Männern angeführte Vorbild von Frauen, deren Erzählungen von einem Leben voller Arbeit und Armut, Not und Sorge das Genre breitenwirksam konstituierte. Historisch weiter zurück reicht hingegen die Praxis, diese Erzählungen anzuregen, zu betreuen und im Falle einer Veröffentlichung wenigstens stilistisch zu bearbeiten. Das gilt für die proletarische Autobiographik der Jahrhundertwende wie für jene teilweise schon früher edierten Lebenserinnerungen aus gesellschaftlichen Unter-

⁵²⁾ Vgl. Die Zeit, Nr. 38, 12. September 1991, S. 114.

⁵³⁾ Vgl. dazu am Beispiel der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ ausführlicher den Beitrag von Günter Müller in diesem Band. Schreibwettbewerbe wurden v.a. im Rahmen der Initiativen von Bernd Jürgen Warneken durchgeführt; vgl. ders., Populare Autobiographik (wie Anm. 13); ders., Zur Schichtspezifik (wie Anm. 49).

⁵⁴⁾ Das erstgenannte Buch enthält die Lebensgeschichte der bayerischen Bäuerin Anna Wimschneider, das zweite Kindheits- und Jugenderinnerungen der österreichischen Bergbäuerin Barbara Paßrugger, bearbeitet und herausgegeben von Ilse Maderbacher als Band 18 der Reihe „Damit es nicht verlorengeht...“.

⁵⁵⁾ Franz Xaver Ismair, Meine große Wanderschaft. Erlebnisse zu Lande und zur See 1914 bis 1988 (München 1989), S. 53. In der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ befindet sich auch das erste handschriftliche Manuskript dieser Autobiographie, das in den Jahren 1984/85 unter dem Titel „Meine Lebenserinnerungen von 1914 bis 1985 zu Lande und zu Wasser“ verfaßt wurde.

⁵⁶⁾ Vgl. auch Therese Weber, Schreibmotivationen von Autoren lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen. In: Beiträge zur historischen Sozialkunde 17/1 (1987), S. 5-9.

schichten und Randgruppen, die großteils durch bildungsbürgerliche, etwa in der damaligen „sozialen Frage“ engagierte Pfarrer, Ärzte oder Lehrer und „Volkspädagogen“, auch Frauen der ersten Frauenbewegung, herausgegeben und – mehr oder weniger weitgehend – redigiert wurden.⁵⁷⁾ Hier ist ein sozialer Gegensatz zwischen Anregerschaft und Autorenschaft nur besonders evident; die Ungleichheit im Zugang zu Bildungschancen hat sich aber in viele andere Texte der historischen wie der heutigen populären Autobiographien eingeschrieben – auch dort, wo sich im Schreiben ungeübte und daher in dieser Hinsicht weniger selbstbewußte Autorinnen und Autoren von Lebensgeschichten an vorausgesetzten Erwartungen und den Fragen der interessierten Historikerzunft orientieren, wie das Beispiel der Maria Beischlager demonstrieren sollte. Daß sich diese Frau im Zuge der Niederschrift mehrerer (auto)biographischer Texte auch selbst definierten Themen zuwandte, ist wohl ein Ausdruck des gewonnenen Vertrauens in ihre Schreibkompetenz, während umgekehrt ihr verstärktes Bemühen, korrekt der Schriftsprache gemäß und „lebendig“ zu formulieren, auch als Anpassung an hegemoniale narrative Muster gedeutet werden kann. Das gilt noch mehr für die in den neunziger Jahren verfaßten populären Lebenserinnerungen. Denn längst scheint definiert, was eine „gute“, „lesbare“ oder auch eine besonders „authentische“ Lebensgeschichte „von unten“ ist, und die Tatsache, daß solche Erzählungen noch immer in Buchform gebracht und offenbar viel gelesen werden, weckt breit gestreute Hoffnung auf öffentlich anerkannte Autorenschaft. So langten in den letzten Jahren auch in der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ zunehmend Manuskripte ein, die bereits säuberlich auf Computern geschrieben oder von Enkelinnen und Enkeln redigiert und „in Form“ gebracht sind. Zudem hat sich der Kreis der Autorinnen und Autoren des Archivs ständig erweitert. Es umfaßt heute neben den vielen Texten aus ländlichen oder städtischen Unterschichten auch zahlreiche Aufzeichnungen aus dem ebenso breiten Spektrum klein- bis gutbürgerlicher Milieus. Ein Gutteil des Bestandes behandelt nur bestimmte Lebensphasen oder einzelne lebensgeschichtlich relevante Themen, während andere den Erzählbogen von der Zeit der Vorfahren oder von der eigenen Geburt bis ins hohe Alter spannen.⁵⁸⁾

Alles in allem haben wir es also auch bei der gegenwärtigen populären Autobiographie mit einer sehr inhomogenen Vielfalt von Texten zu tun. Sowohl die jeweiligen Formen des Selbstbezugs als auch die grundgelegten Textmuster oder Formtraditionen und ebenso die vorgenommenen „Relevanzproduktionen“⁵⁹⁾ sind sehr verschieden, so daß der Begriff „popular“ heute nur noch sinnvoll scheint, weil er vom Genre der klassischen, bürgerlichen Autobiographie – und der dieser immanenten Konstruktion eines männlichen Selbst und Individuums – abgrenzt. Diesem lange zur universalen Norm erhobenen, gattungstheoretisch verabsolutierten Muster folgten, wie erwähnt,

⁵⁷⁾ Dabei handelt es sich beispielsweise um die Lebensgeschichte von Gefängnisinsassen oder „Serviertöchtern“ und „Freudenmädchen“. Vgl. dazu manche der von Bergmann, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 37), verwendeten Quellen, sowie ders. (Hg.), *Schwarze Reportagen: aus dem Leben der untersten Schichten vor 1914 – Huren, Vagabunden, Lumpen* (Reinbek b. Hamburg 1984). Vgl. auch Eda Sagarra, *Dienstbotenautobiographien der Jahrhundertwende*. In: Heuser (Hg.), *Autobiographien* (wie Anm. 4), S. 318-329, mit mehreren zeitgenössischen Titeln.

⁵⁸⁾ Dazu ausführlicher der Beitrag von Müller im vorliegenden Band.

⁵⁹⁾ Dieser Begriff stammt von Peter Sloterdijk, *Literatur und Lebenserfahrung. Autobiographien der Zwanziger Jahre* (Literatur als Kunst, München-Wien 1978), S. 6. Er versteht darunter ganz allgemein die Ausdrücke eines Textes, „mit denen der Autobiograph sich ‚veröffentlicht‘, d.h. mit denen er einen Kredit auf Interesse des Publikums aufnimmt“.

bereits im 19. Jahrhundert nur manche bürgerliche Autobiographinnen, und noch seltener taten dies Frauen und – jeweils unterschiedlich – auch Männer marginalisierter Gruppen und gesellschaftlicher Unterschichten, wenn sie Lebenserinnerungen verschriftlichten. Ihre autobiographischen Beiträge beinhalten keinesfalls nur Anlehnungen an die Vorgaben der hegemonialen Kultur im Sinne der Theorie eines allmählichen „Durchsickerns“ derselben von „oben“ nach „unten“, wie im Kontext modernisierungsgeschichtlicher Forschungen immer wieder vertreten wurde – das sollte deutlich geworden sein. Evident ist daher auch, daß eine biographische Forschung auf der Basis solcher Quellen eine radikale Erweiterung des Gattungsbegriffes ebenso voraussetzt wie eine neue, auf „Nicht-Einheit“ oder Differenz bauende Konzeption theoretischer Schlüsselbegriffe zur Analyse der autobiographischen Literatur, wie vor allem *Individuum* und *Individualität*⁶⁰⁾ oder *Selbst* und *Subjekt*⁶¹⁾.

3. Das private Tagebuch zwischen Normierung und Praxis⁶²⁾

Vieles von dem, was bislang gesagt wurde, gilt auch für ein Genre von Selbstzeugnissen, das im Zentrum meiner nun folgenden Betrachtungen steht – nämlich für das private oder „intime“ Tagebuch. Es soll hier, beschränkt auf Beispiele von Frauen und Mädchen, ausführlicher vorgestellt werden, indem ich wiederum davon ausgehe, daß auch Tagebücher kulturelle Konstrukte darstellen. Gleichzeitig soll diese Perspektive nun stärker auf die korrespondierende Lebenspraxis der Verfasserinnen solcher Texte bezogen werden, wodurch sehr verschiedene Formen und Funktionen weiblicher Diaristik in den Blick geraten.

Als Einstimmung sei aus der Präambel der autobiographischen Aufzeichnungen von Johanna Gramlinger, geboren 1904, zitiert. Sie ist einer von vielen Belegen dafür, daß ein früher verfaßtes Tagebuch als Vorlage oder als Erinnerungshilfe für im Alter verfaßte Lebenserinnerungen dienen konnte, was die große Bandbreite von möglichen Einflüssen auf das autobiographische Schreiben um eine zusätzliche Facette erweitert. In dieser Gemengelage aus verschiedenen Zeitebenen und Formen der Selbstdarstellung konnten sich wiederum sehr unterschiedlich grundlegende Erzählmodelle und Konventionen kreuzen – durchaus auch konfliktreich. Denn das Zitat handelt gleichzeitig sehr eindringlich von einem Anspruch auf ein unveräußerliches, nur sich selbst zugängliches, intimes „Ich“, dessen Konturierung⁶³⁾ und Bewertung sich im Verlaufe eines Lebens doch so sehr verändern mochte: *Ja nun habe ich wieder einmal das kleine versperbare Büchlein*

⁶⁰⁾ Vgl. etwa Warneken, *Social Differences* (wie Anm. 15).

⁶¹⁾ Vgl. etwa Brinker-Gabler, *Metamorphosen* (wie Anm. 4).

⁶²⁾ Für viele anregende Diskussionen und ihre Beiträge, die in die Überlegungen der folgenden Abschnitte mit eingeflossen sind, danke ich vor allem den Teilnehmerinnen und Teilnehmern einer am Institut für Geschichte der Universität Wien im Wintersemester 1997/98 abgehaltenen Lehrveranstaltung zum Thema „Das Tagebuch als Selbstzeugnis? Zur Geschlechtergeschichte eines Genres vom 19. zum 20. Jahrhundert“. Eine etwas ausführlichere Fassung des Textes erschien auf italienisch: Christa Hämmerle, „Il piccolo libro da chiudere.“ *Diari popolari femminili fra XIX e XX secolo*. In: *Scritture di donne. Uno sguardo europeo*. A cura di Anna Iuso (Protagon Editori Toscani 1999).

⁶³⁾ Den Begriff „Ich-Konturierung“ übernehme ich von Susanne zur Nieden. *Alltag im Ausnahmezustand. Frauentagebücher im zerstörten Deutschland 1943 bis 1945* (Der andere Blick. Frauenstudien in Wissenschaft und Kunst, Berlin 1993), S. 27.

*gelesen mit dem festen Vorsatz daß es diesmal das letzte Mal ist. Immer hatte ich eine Ausrede es gäbe keinen Ofen um dieses Geschreibsel endlich zu verheizen. Aber ich kam so oft zur Donau, wo ich es hinein schmeißen könnte, also ist es nur eine faule Ausrede ich will mich ganz einfach nicht davon trennen. Die ersten zwei Seiten sind ja so schnulzig, wahrscheinlich habe ich gerade ein Court Mahlerbuch gelesen, das mich zu so einem unmöglichen Gefasel inspiriert hat. Aber dieses hübsche Büchlein habe ich mir buchstäblich vom Munde abgespart, denn ich wollte eines zum versperren und da gab es nichts billigeres...*⁶⁴⁾

Zu jener Zeit, in den zwanziger Jahren, als diese Frau jung war, waren versperbare Tagebücher längst zur Mode geworden. Das gilt nicht nur für ein bürgerliches Publikum, welches solche mehr oder weniger kostbaren, in Kunstleder oder Leder gebundenen und mit Goldschrift verzierten Exemplare schon im Laufe des 19. Jahrhunderts zum Synonym für das „Geheimnis des Individuums“ erhoben hatte⁶⁵⁾ – ungeachtet der älteren historischen Verwurzelung des Tagebuchschreibens in religiöser Selbstkontrolle wie in Fremdkontrolle.⁶⁶⁾ Das Beispiel von Johanna Gramlinger zeigt, daß der Besitz eines versperbaren Tagebuchs im frühen 20. Jahrhundert auch für Angehörige der gesellschaftlichen Unterschichten attraktiv geworden war: Diese Frau, 1904 in einer kleinen Industriestadt Oberösterreichs geboren, entstammt einer siebenköpfigen Eisenbahnerfamilie. Mit 16 Jahren verließ sie das Elternhaus und wurde Dienstmädchen. Trotz knapper finanzieller Mittel verwirklichte sie sich in jenen Jugendjahren ihren Wunsch und ihren Anspruch auf ein „Geheimnis“ hinter versperbaren Deckeln – ein „Geheimnis“ allerdings, dessen kulturelle Codierung die alte Frau rückblickend durchaus erkannt hat: Sie selbst assoziiert das Pathos ihrer ersten „schnulzigen“ Tagebucheintragungen mit den äußerst populären Liebesromanen von Hedwig Courths-Mahler, deren umfangreiches Werk primär von Aufstieg, Reichtum und Glück sozial Niedriggestellter handelt.⁶⁷⁾

Inwieweit Courths-Mahler das Schreiben von Johanna Gramlinger tatsächlich beeinflusste, bleibe dahingestellt. Ihr individuelles „Geheimnis“, ihre im privaten Tagebuch praktizierte Introspektion, scheint jedenfalls auch bestimmt von der Rezeption vorgegebener Muster. Wichtig scheint zudem, daß sie ihr Tagebuch der Jugendzeit zuordnet, als einer Lebensphase des Überschwangs und der raschen Veränderungen von Gefühlen, Wünschen und Erlebnissen im Zuge einer als krisenhaft erlebten Individuation. Solche Zusammenhänge wurden gerade in dieser Zeit viel diskutiert, nachdem die Wiener Psychologin Charlotte Bühler seit 1922 ihre wissenschaftlichen Untersuchungen zum

⁶⁴⁾ Johanna Gramlinger, ohne Titel (unveröffentlichtes Manuskript in der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, verfaßt 1977), S. 1.

⁶⁵⁾ Vgl. Alain Corbin, Das Geheimnis des Individuums. In: Geschichte des privaten Lebens, Bd. 4: Von der Revolution zum Großen Krieg, hrsg. von Michelle Perrot, deutsch von Holger Fliessbach und Gabriele Krüger-Wirrer (Frankfurt/M. 1992, französische Ausgabe Paris 1987), S. 427-514, hier 466 f.: Der Tagebuchschreiber.

⁶⁶⁾ Hier ist vor allem auf die Tradition des deutschen Pietismus zu verweisen; vgl. dazu z.B. das alte Standardwerk von Werner Marholz, Deutsche Selbstbekenntnisse: ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus (Berlin 1919).

⁶⁷⁾ Hedwig Courths-Mahler, geboren 1867 in Rottach-Egern in Deutschland, gestorben 1950. Sie war zuerst Verkäuferin in Leipzig und schrieb seit ihrem 17. Lebensjahr mehr als 200 Unterhaltungsromane, die in vielen Auflagen erschienen, zum Beispiel „Ich will“, „Der Scheingemahl“, „Eine ungeliebte Frau“, „Armes Schwälbchen“, „Die Bettelprinzeß“, „Durch Leid zum Glück“ und „Durch Liebe erlöst“.

Jugendtagebuch vorgelegt hatte.⁶⁸⁾ Geleitet von der Annahme, daß das Verfassen eines Tagebuches aus dem Isolationsbedürfnis und den spezifischen Problemen der Pubertierenden als „Trieb“ resultiere, leitete sie daraus ihre entwicklungspsychologischen Thesen zur Pubertät ab; Tagebuchtexte interpretierte Bühler „als authentische Selbstaussagen dieser Entwicklungsphase“.⁶⁹⁾ Ihre biologistische Sicht stieß auf die Kritik von Siegfried Bernfeld, der – beeinflusst von psychoanalytischen Prämissen – den kulturellen Kontext des Tagebuchschreibens der Jugendlichen betonte: Sie würden damit nicht so sehr einem „Trieb“ folgen, sondern vielmehr versuchen, einer Norm gerecht zu werden; ihr Schreiben orientiere sich, ungeachtet aller Differenzen in der Schreibpraxis, an einem allgemeinen „Wissen um Tagebücher“.⁷⁰⁾

Mit der hier angedeuteten Gegenüberstellung von Praxis und Norm, von Vielfalt und Einheitlichkeit, Geheimnis und Kontrolle sind jene Spannungsmomente umrissen, die auch in der neueren, kulturwissenschaftlich orientierten Tagebuchforschung betont werden: Selbst für sogenannte „Laientagebücher“, die von literarischen Leitbildern weniger beeinflusst sein mögen, wurde der Topos der Unmittelbarkeit oder der besonderen Authentizität, die im Tagebuch zum Ausdruck komme, dekonstruiert. Unübersehbar war, daß die Formen, Funktionen und Inhalte der populären Tagebücher von Mädchen und Frauen in einem jeweiligen historischen Kontext einer starken kulturellen wie sozialen Normierung unterlagen – sei es durch das Vorbild veröffentlichter Tagebücher oder Romane in Tagebuchform, die teilweise viel gelesen und nachgeahmt wurden⁷¹⁾, sei es

⁶⁸⁾ Die zeitgenössische Bedeutung dieser Diskussionen zeigte sich schon an der heftigen Kontroverse um die Authentizität eines erstmals 1919 unter dem Titel „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens“ im Internationalen Psychoanalytischen Verlag (Leipzig-Wien-Zürich) anonym veröffentlichten Mädchentagebuchs. Darin hatte Sexualität einen großen Stellenwert; Sigmund Freud selbst bezeichnete das Dokument in einem Brief an die Herausgeberin Hermine Hug-Hellmuth als ein „typisches“ Beispiel. Das provozierte den heftigen Einspruch von Charlotte Bühler, und in der Folge gelang es schließlich, das „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens“ als „Fälschung“ von Hermine Hug-Hellmuth zu entziffern. Vgl. dazu Liz Stanley, „What's the Use of Books?“ Knowledge, Authenticity and ‚A Young Girl's Diary‘. In: *Women's History Review* 5 (1996), S. 55-66; Petra Stach, Das Seelenleben junger Mädchen. Zwei Tagebücher der Jahrhundertwende in der Kontroverse zwischen Psychoanalyse und Psychologie. In: *Psychologie und Geschichte* 5 (1994), S. 183-207.

⁶⁹⁾ Zitiert nach: zur Nieden, *Alltag* (wie Anm. 63), S. 27. Vgl., als wichtigste Editionen von Charlotte Bühler, die 1938 nach London emigrieren mußte: *Das Seelenleben der Jugendlichen. Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät* (Jena 1922); dies., *Zwei Knabentagebücher (Quellen und Studien zur Jugendkunde 3)*, Jena 1925); dies., *Jugendtagebuch und Lebenslauf. Zwei Mädchentagebücher mit einer Einleitung (Quellen und Studien zur Jugendkunde 9)*, Jena 1925); dies., *Drei Generationen im Jugendtagebuch (Quellen und Studien zur Jugendkunde 11)*, Jena 1934).

⁷⁰⁾ Zitiert nach: zur Nieden, *Alltag* (wie Anm. 63), S. 27. Vgl., als wichtigste Publikationen von Siegfried Bernfeld: *Vom dichterischen Schaffen der Jugend* (Leipzig-Wien-Zürich 1924); ders., *Die heutige Psychologie der Pubertät. Zur Kritik ihrer Wissenschaftlichkeit*. In: *Imago* XIII (1927), S. 1-56; ders., *Historische Jugendtagebücher*. In: *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 30 (1928), S. 174-179; ders., *Trieb und Tradition im Jugendalter. Kulturpsychologische Studien an Tagebüchern* (Leipzig 1931).

⁷¹⁾ Für Frankreich hat Philippe Lejeune vor allem die Breitenwirkung des 1887 veröffentlichten Tagebuchs von Marie Bashkirseff betont. Es hatte „the effect of a bomb, sweeping all doubts away“. Vgl. ders., *French Girl's Diaries in the 19th century: Constitution and Transgression of a Genre*. In: Hämmerle (Hg.), *Plurality* (wie Anm. 15), S. 42-50; ders., *Le Moi des Demoiselles. Enquête sur le journal de jeune fille* (Paris 1993), mit Belegen dieser Breitenwirksamkeit, z. B. S. 406 ff. Für den deutschsprachigen Raum sind solche Einflüsse von edierten, nicht-literarischen Tagebüchern auf die Tagebuchkultur meines Wissens noch nicht untersucht. Für die Jahrzehnte um 1900 läßt sich jedoch auch hier eine auffallend dichte Veröffentlichung von – angeblich authentischen oder auch fiktiven – Mädchen- und Frauentagebüchern konstatieren, abgesehen von den in Anm. 69 erwähnten Veröffentlichungen durch Charlotte Bühler. Sie sind ebenso Ausdruck der Popularität des Genres wie Voraussetzung seiner Beliebtheit, und sie dienten wohl auch als „Vorbilder“ für schreibende Mädchen und Frauen. Vgl. zum Beispiel Lie Burkhard, *Tagebuch*

durch die starren Normierungen der weiblichen Geschlechterrolle, mit denen junge Mädchen im Zuge ihrer Erziehung zur christlichen Ehefrau und Mutter konfrontiert waren. Das heißt jedoch keinesfalls, daß solche Formen und Normen in den Tagebüchern nicht gleichzeitig unterwandert, modifiziert und durchbrochen wurden. Für Mädchenta-gebücher in Frankreich im 19. Jahrhundert hat das Philippe Lejeune anschaulich belegt. Er untersuchte insgesamt 114 Tagebücher meist bürgerlicher Mädchen aus dem Zeitraum zwischen 1789 und 1914, in dem dieses Genre erst entstand, sich verbreitete⁷²⁾ und schließlich zu einer wahren „Flut“ der „Journale höherer Töchter“ avancierte, die ein deutscher Literaturwissenschaftler noch 1969 abfällig als „fragwürdige Neuauflage“ der „Seelentagebücher der Empfindsamen“ definierte.⁷³⁾ Lejeunes im Unterschied dazu gänzlich nicht-diskriminierende Analyse endet dort, wo Charlotte Bühler in den zwanziger Jahren ansetzen sollte: an der raschen Popularisierung der Kultur des Tagebuchschreibens als Jugendkultur, die durch die mittleren und höheren Schulen massiv vorangetrieben wurde.⁷⁴⁾

Diese Jugendkultur etablierte sich, wie es scheint, insbesondere als Mädchenkultur.⁷⁵⁾ Wenn die Forschung mehrfach hervorgehoben hat, daß das nicht für ein öffentliches Publikum und literarische Anerkennung verfaßte Tagebuch vor allem ein „weibliches“ Genre geworden ist⁷⁶⁾, so hat das vielfältige Ursachen, die hier nur angedeutet werden können. Zentral dafür scheint mir die im 19. Jahrhundert entfaltete Nähe des Tagebuchschreibens als „Lebenspraxis“⁷⁷⁾ zur „privaten Sphäre“. Das zeigt sich auch im Begriff des „Journal Intime“, obwohl diese Form im literaturwissenschaftlichen Diskurs bis zu den Tagebüchern von Anaïs Nin⁷⁸⁾ durch das Beispiel schriftstellerisch tätiger männlicher „Außenseiter“ oder „Fremdlinge in der Gesellschaft“ bestimmt war.⁷⁹⁾ Das, was diese

eines kleinen Mädchens (München-Stuttgart-Wien o. J. [um 1910]); Marie Nathusius, Das Tagebuch eines armen Fräuleins (Freiburg i. Breisgau 1911); Carla Eichelter, „Kismet“. Tagebuchblätter aus einem Frauenleben (Linz 1912); Eduard Bacher, Aus dem Tagebuche zweier Frauen (Wien 1922); Die Religion der Liebe. Das Tagebuch einer Mutter (Wien 1926).

⁷²⁾ Lejeune, *Le Moi des Demoiselles* (wie Anm. 71); ders., *French Girl's Diaries* (wie Anm. 71).

⁷³⁾ Zur Nieden, *Alltag* (wie Anm. 63), S. 22; Peter Boerner, *Tagebuch* (Sammlung Metzler 1682, Stuttgart 1969), S. 52.

⁷⁴⁾ So gaben seit der Jahrhundertwende vor allem Lesebücher für die Oberklassen der Gymnasien einen starken Anstoß zur Ausbreitung des Tagebuchschreibens unter Jugendlichen, indem sie zahlreiche Auszüge aus älteren „journaux intimes“ enthielten; vgl. Boerner, *Tagebuch* (wie Anm. 73), S. 52.

⁷⁵⁾ Vgl. auch Corbin, *Das Geheimnis* (wie Anm. 65), S. 469: „Man kann sich vorstellen, daß die Zahl der jungen Mädchen Legion war, die im Tagebuch ein Gefäß ihrer Herzenergießungen fanden.“ Aktuelle Erhebungen zur Häufigkeit des Tagebuchschreibens ergeben noch immer einen überproportionalen Anteil von Mädchen und Frauen. Vgl. für Frankreich Philippe Lejeune, *La Pratique du journal personnel. Enquête* (Cahiers de Sémiotique Textuelle 17, Paris 1990). Für Deutschland vgl. Jürgen Zinnecker, *Literarische und ästhetische Praxis in Jugendkultur und Jugendbiografie*. In: *Jugendliche und Erwachsene '85*, hrsg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell, Bd. 2 (Leverkusen 1985), S. 310: 45% der weiblichen und 11% der männlichen Jugendlichen und jungen Erwachsenen (zwischen 15 und 24 Jahren) führten 1985 ein Tagebuch.

⁷⁶⁾ Vgl. Corbin, *Das Geheimnis* (wie Anm. 65), S. 468; Valerie Raoul, *Women and Diaries: Gender and Genre*. In: *Mosaic. A Journal for the Interdisciplinary Study of Literature* 22/3 (1989), S. 57-65.

⁷⁷⁾ Corbin, *Das Geheimnis* (wie Anm. 65), S. 468.

⁷⁸⁾ Die ab den sechziger Jahren auf deutsch veröffentlichten Tagebücher der Anaïs Nin fanden eine große Resonanz, auch im Kontext des neuen Feminismus. Vgl. Philippa Christmass, *A mother to us all? Feminism and „the diary of Anaïs Nin“ – Thirty years later*. In: *Anais. An International Journal* 14 (1996), S. 35-42.

⁷⁹⁾ Vgl. Corbin, *Das Geheimnis* (wie Anm. 65), S. 468: Hier wird das Tagebuchschreiben im 19. Jahrhundert zum einen den Frauen, zum anderen dem „Fremdling“ in der Gesellschaft zugeordnet.

Männer – von Henri-Frédéric Amiel über Stendhal bis Franz Grillparzer – mit der Veröffentlichung ihrer „intimen“ Tagebücher taten, nämlich ihr „Innerstes“ zu offenbaren, einen Kult der Gefühle und Ängste oder Selbstzweifel zu etablieren⁸⁰⁾, korreliert dennoch primär mit jenen Attributen, die dem weiblichen Geschlecht zugeordnet wurden: mit Emotionalität, Subjektivität, Irrationalität, Alltäglichkeit, Privatheit. Und „Fremdlinge in der Gesellschaft“ waren Frauen in gewisser Hinsicht ebenfalls – in dem Sinne, daß ihnen die bürgerliche Gesellschaft zahlreiche Entfaltungsmöglichkeiten außerhalb der „privaten Sphäre“ versagte.

Freilich existieren über solche Aspekte hinausgehend auch historische Momente, die eine große Verbreitung des Tagebuchschreibens mit sich zogen – wie vor allem die beiden Weltkriege unseres Jahrhunderts. Daß damals von mehr Menschen und gesellschaftlichen Gruppen denn je nicht nur Millionen und Abermillionen von Briefen verfaßt, sondern von vielen Soldaten und ihren Angehörigen auch Kriegstagebücher geführt wurden, bezeugen zahlreiche Beispiele aus der „Sammlung Frauennachlässe“ und aus der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“. Sie sollen nun, neben anderen Beispielen, erneut herangezogen werden, um aufzuzeigen, daß die Form jenes versperrbaren „hübschen Büchleins“ – so verbreitet sie auch gewesen sein mag – nur eine Möglichkeit unter vielen darstellte, die Mädchen und Frauen ergriffen, um diaristische Aufzeichnungen zu machen.

4. Von der Vielfalt der Formen populärer Mädchen- und Frauentagebücher

Ungeachtet hegemonialer Leitbilder und Moden herrschte in der Schreibpraxis eine große Vielfalt der Formen vor, die sich im 20. Jahrhundert noch steigerte. Vor allem die privaten Tagebücher von Frauen korrespondierten in komplexer Weise mit der Multiplizierung weiblicher Lebenszusammenhänge im Laufe dieses Jahrhunderts, die dennoch einem wie auch immer beschaffenen „Alltag“ im Kontext des „Privaten“ verbunden blieben: „Alltag im Ausnahmezustand“ nennt Susanne zur Nieden daher sogar ihre bereits mehrfach zitierte Untersuchung über „Frauentagebücher im zerstörten Deutschland 1943 bis 1945“.⁸¹⁾ Ich möchte einige Beispiele anführen, die belegen, wie weitgehend sich die Formen weiblicher Diaristik auf einen Alltag im Kontext weiblicher Lebenszusammenhänge beziehen – und auch in diesem Sinne Ausdruck von „Lebenspraxis“ darstellen.

Nur kurz sei zunächst nochmals auf die Tagebücher der Weinviertlerin Theresia Vogt verwiesen, mit ihrem hohen Grad an Rechnungsführung. Die Verwandtschaft der so vorgenommenen, sich ständig wiederholenden diaristischen Eintragungen mit dem bereits erwähnten bäuerlichen Wirtschafts- oder (An-)Schreibebuch, dessen Tradition bis in das 17. Jahrhundert zurückreicht, ist unverkennbar – von der ebenso manifesten Präsenz

⁸⁰⁾ Vgl. Ralph-Rainer Wuthenow, Europäische Tagebücher: Eigenarten, Formen, Entwicklungen (Darmstadt 1990), S. 70 ff.; Boerner, Tagebuch (wie Anm. 73), S. 47 ff.; Béatrice Didier, *Le journal intime* (Paris 1991).

⁸¹⁾ Zur Nieden, *Alltag* (wie Anm. 63, Titel und Untertitel).

des Krieges im Text abgesehen. Eine andere Form eines Frauenkriegstagebuchs stellt ein großformatiges Haushaltsbuch der um 1884 geborenen Agnes Henk dar, das schon im Kriegsjahr 1943 eine durchgehende Zweiteilung aufweist. Auf der einen Seite stehen, ganz kurz notiert, die „täglichen Vorfällenheiten“, wie: *Fliegeralarm von 1 bis 3 Uhr mittags...* Auf der anderen Seite sind die Einnahmen und Ausgaben vermerkt. Im Zuge der Flucht dieser Frau aus Wien im Jahre 1944 setzte sich der Tagebuchcharakter der Aufzeichnungen zunehmend durch; sie dokumentierte nun häufiger Tages-, vor allem Kriegsgeschehnisse, wie zum Beispiel: *Am 27. und 28. April 1944 wurde Fritz in Friedrichshafen vollkommen ausgebombt. Er rettete nur das nackte Leben...* Zu einem noch späteren Zeitpunkt geht der Text schließlich in retrospektive Aufzeichnungen über, die auch eine Form von Familienchronik darstellen.

Damit ist eine zweite Dimension der Formenvielfalt populärer weiblicher Diaristik angesprochen, nämlich ein ebenso häufiges Verschwimmen von Gattungsformen oder Genres des privaten Schreibens. Besonders oft kommt es in dieser Hinsicht zur Kombination zwischen Tagebuch, Brief und Autobiographie. So können selbst umfangreiche autobiographische Aufzeichnungen, die chronologisch Erinnerungen von der Kindheit bis ins Alter wiedergeben, am Schluß zu einem Tagebuch werden, um so auch die aktuelle Lebenssituation schriftlich festzuhalten. Ein anschauliches Beispiel dafür sind die Lebenserinnerungen von Johanna Putzi, die 1921 als ledige Tochter einer Dienstmagd in Kärnten geboren wurde und später, selbst ledige Mutter von zwei Kindern, mit einem Bergarbeiter verheiratet war. Nach einem Spitalsaufenthalt infolge einer psychischen Erkrankung schrieb sie im Jahre 1976 in kurzer Zeit ihre autobiographischen Aufzeichnungen über das Leben von der Geburt bis in die Gegenwart in zwei große Schulhefte. Ihre Rückschau mündete dann für einige Jahre in tagebuchähnliche Eintragungen, die primär um Familiäres und die ständig prekäre gesundheitliche Situation kreisten: *Heute hatte ich schon wieder Schmerzen (27. 8. 76), verspürte sie auch wieder 2 Tage nacheinander. Bin aber trotzdem heute den 28. 8. 76 mit meiner Schwägerin Karla nach Spittal wo mein Sohn Johannes eingerückt ist, mit zu Ihrer Mutter auf ein paar Stunden mitgefahren. Ich fühle mich wohler, mal eine Abwechslung. Bei uns ist Kirchtag, doch wir gehen nirgends hin. Mein Mann liebt nur seine Arbeit.*⁸²⁾

Daß umgekehrt im Tagebuch wiedergegebene Briefe den Eindruck besonderer Aktualität oder eine Verdichtung und Dramatisierung der Erzählung bewirken können, zeigt wiederum das Beispiel der Kremser Bürgerstochter Wetti Baumgartner aus dem späten 19. Jahrhundert. Diese junge Frau übertrug besonders in der Zeit vor ihrer Eheschließung häufig die Briefe des Verlobten an sie und ihre Antworten darauf, aber auch die sonstige Korrespondenz wortwörtlich in ihr Tagebuch. Dadurch multiplizierte sie einerseits die Erzählperspektiven und schränkte den Bezugsrahmen der Erzählung andererseits auch ein, indem sich das Tagesgeschehen auf den Inhalt eines einzigen Liebesbriefes reduzieren konnte. Was abgesehen davon noch geschehen sein mochte, erfahren wir dann nicht – der emotionelle Dialog mit dem Geliebten steht für die Totalität des Tages. Geradezu im Gegensatz dazu fällt auf, daß das Tagebuch der Wetti Baumgartner in den Jahren nach der

⁸²⁾ Johanna Putzi, Mein Lebenslauf! (unveröffentlichtes Manuskript in der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, verfaßt 1976), S. 213 (Unterstreichungen im Original).

Eheschließung, als die Eintragungen immer seltener und die Beschreibungen von Leid und Lebensmühe immer häufiger werden, zunehmend chronikartigen Charakter bekommen.

Auch das scheint nicht untypisch. Besonders populäre Frauentagebücher aus dem 19. Jahrhundert orientieren sich vielfach weniger am „journal intime“, sondern mehr an älteren Formen der Diaristik. Damit ist etwa das noch im Falle der Müllersfrau Theresia Vogt präsenste bäuerliche Anschreibebuch gemeint oder auch das in Adels- und Bürgerfamilien verbreitete Geburtenbuch, die Familienchronik oder das Gedenkbuch – alles Formen, die ebenfalls schon im 18. Jahrhundert zum Zwecke der Überlieferung vielfach von Frauen verfaßt wurden.⁸³⁾ Diese Tradition demonstriert in der „Sammlung Frauen-nachlässe“ zum Beispiel das dünne „Tagebuch für Anna E.“, begonnen in Ofen (Buda) in der Neustift in Ungarn 1843 und beendet im Revolutionsjahr 1848. Die Verfasserin hat hier in Rückblicken primär die genaue Abfolge der Geburten⁸⁴⁾ und der Todesfälle ihrer Kinder eingetragen, nach folgendem Schema: *Dienstag den 26ten Juli 1830 ist mein Sohn Engelbert Ekmeyer in der früh um 4 Uhr geboren* (Seite 1). *Mein Sohn Engelberth Ekmeyer starb den 12ten August 1831. 1 Jahr und 4 Wochen alt. Die Ursache seiner Todeskrankheit war, die allzugroße Kränkung seiner Mutter, wegen ihrer guten Mutter selbst, die das Zeitliche mit dem ewigen verwechselt hat* (Seite 2). Von den acht Kindern dieser Frau erreichte nur ein einziger Sohn das Erwachsenenalter. Er vermerkte auf der letzten Seite des Tagebuchs den fast gleichzeitigen Tod seiner Eltern im Jahr 1867 und schloß damit die Chronik ab.

Zusammenfassend kann also festgestellt werden, daß populäre weibliche Tagebücher den gängigen Definitionen des privaten oder „intimen“ Tagebuchs häufig nicht folgen. Die überlieferten Beispiele zeugen von Vielfalt und Antagonismen der Form, kennen einzelne Muster ebenso wie Überschneidungen und Zwischenformen des Genres. Diese Tendenz erscheint bei Frauen stärker ausgeprägt, was ich damit erkläre, daß heranwachsende Mädchen einem stärkeren Anpassungs- und Identifikationsdruck unterstanden als Frauen, deren reale Lebenserfahrungen die Ambivalenz und Widersprüchlichkeit weiblicher Rollenzuschreibungen längst offenbart hatten. So ist wohl auch zu begründen, daß Mädchen tatsächlich häufig zu jenen vorgegebenen, zu Geburts- und Namenstagen oder anlässlich der Firmung oder Konfirmation und zu Weihnachten verschenkten, versperrbaren Tagebüchern griffen⁸⁵⁾, während Frauen häufiger in einer spezifischen Lebenssituation einfach einen Jahreskalender oder irgendein Heft verwendeten, um Tagebuch zu führen – sei es gebunden oder nicht, ein Schulheft, ein Rechenbuch oder ein Notizbuch. Es sind jedenfalls häufig Formen, die der Gebrauchskultur des Alltags verbunden blieben.

⁸³⁾ Von Frauen verfaßte Geburtenbücher sind schon seit dem 16. Jahrhundert belegt. Vgl. Tersch, Österreichische Selbstzeugnisse (wie Anm. 16), S. 12, S. 23 f., sowie den Beitrag von Tersch im vorliegenden Band. Von Michael Mitterauer erhielt ich den Hinweis, daß die Geburten der Kinder häufig auch in Gebetbücher eingetragen wurden.

⁸⁴⁾ Zur Thematisierung der so risikoreichen, von Krankheit und Tod bedrohten Geburtserfahrungen in 58 englischen Frauentagebüchern des 19. Jahrhunderts vgl. Cythia A. Huff, *Chronicles of Confinement. Reactions to Childbirth in British Women's Diaries*. In: *Women's Studies International Forum* 10 (1987), S. 63-68.

⁸⁵⁾ Vgl. Raoul, *Women and Diaries* (wie Anm. 76), S. 58, die schon für die Zeit um 1850 die Beliebtheit solcher Geschenke für Mädchen konstatiert.

5. Funktionen populärer Mädchen- und Frauentagebücher

Auch die Funktionen der populären Diaristik korrespondieren in vielfältiger Weise mit der Alltags- und Lebenspraxis der Frauen und der Mädchen in einer jeweiligen historischen Situation, die weitgehend durch gesellschaftliche Normierung konstituiert wird. Michel Foucault hat schon früh darauf hingewiesen, daß jene Praktiken des „Selbstbezugs“ oder der „Sorge um sich“, die sich im Zuge der europäischen Aufklärung allmählich durchgesetzt haben, nicht primär eine „Übung in Einsamkeit, sondern eine wahrhaft gesellschaftliche Praxis“ und einen Teil eines „Rede- und Schreibbetriebs“ darstellen.⁸⁶⁾ „Selbstbezug“ bedeutet insofern auch „Selbstkontrolle“ und „Selbstdisziplinierung“ gemäß gesellschaftlicher Vorgaben und keinesfalls Ausdruck unmittelbarer Erlebnisse und Gefühle. Am deutlichsten wird diese Funktion beim religiösen, und hier insbesondere beim pietistischen Tagebuch, als dessen literarischer Prototyp im deutschsprachigen Raum Johann Caspar Lavaters „Geheimes Tagebuch. Von einem Beobachter seiner Selbst“, erschienen 1771, gilt.⁸⁷⁾

Gewissensforschung, Disziplinierung und Selbstkontrolle, Religion und Moral waren auch bedeutsame Motive für viele Mädchen- und Frauentagebücher. In diesem Zusammenhang sei erneut auf die Arbeit von Philippe Lejeune verwiesen. Er unterschied in Hinblick auf die von ihm untersuchten französischen Mädchentagebücher des 19. Jahrhunderts⁸⁸⁾ drei Phasen: In der ersten von etwa 1830 bis 1850, die Lejeune der Romantik zuordnet, herrschte eine relative Freiheit in bezug auf das erst entstehende Genre, während Mädchentagebücher in der zweiten Phase von 1850 bis etwa 1880 vor allem zum Zwecke der religiösen und moralischen Erziehung geführt wurden; die täglichen Aufzeichnungen der Mädchen wurden häufig beaufsichtigt und kontrolliert. Für die Zeit nach 1880 konstatiert Lejeune eine Phase der Säkularisierung und der Demokratisierung des Mädchentagebuchs – und damit eine „Überschreitung“ (Transgression) des Genres.⁸⁹⁾ Er bringt Beispiele, die verdeutlichen, daß Mädchen ihre Tagebücher nun zunehmend für „sich selbst“ beanspruchten: Sie widersetzten sich den Vorgaben und der Kontrolle ihrer Mütter und Erzieherinnen, setzten an deren Stelle Selbst-Interessen, aber auch Selbstzensur.

Im 20. Jahrhundert finden wir die von Philippe Lejeune beschriebenen Funktionen eng miteinander verwoben. Wir haben es nun, wie mir scheint, weniger mit einer zeitlichen Abfolge, sondern vielmehr mit einem Nebeneinander oder auch mit einem Widerstreit der verschiedenen Funktionen des populären Tagebuchs im Spannungsverhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit zu tun. So gesehen, bedeutete die erwähnte Säkularisierung des Genres nicht nur eine Zurückdrängung religiöser Funktionen, sondern auch deren Ablösung durch politische Vereinnahmungen des privaten Tagebuchs.

⁸⁶⁾ Michel Foucault, *Die Sorge um sich* (Sexualität und Wahrheit 3, Frankfurt/M. 1992), S. 71; vgl. auch zur Nieden, *Alltag* (wie Anm. 63), S. 34.

⁸⁷⁾ Insbesondere die Mitglieder der Herrnhuter Brüdergemeine entwickelten das Schreiben von beichtähnlichen Tagebüchern „fast zur Profession“ und lasen sich gegenseitig daraus vor; vgl. Boerner, *Tagebuch* (wie Anm. 73), S. 42 f. Das wurde auch von den Herrnhuter Schwestern kultiviert; vgl. Irina Modrow, *Religiöse Erweckung und Selbstreflexion. Überlegungen zu den Lebensläufen Herrnhuter Schwestern als einem Beispiel pietistischer Selbstdarstellungen*. In: Schulze (Hg.), *Ego-Dokumente* (wie Anm. 5), S. 121-130.

⁸⁸⁾ Ausschnitte veröffentlicht in: Lejeune, *Le Moi des Demoiselles* (wie Anm. 71), S. 155-290.

⁸⁹⁾ Vgl. Lejeune, *French Girl's Diaries* (wie Anm. 71), Untertitel: *Constitution and Transgression of a Genre*.

Das zeigte sich bereits im Ersten Weltkrieg, als Kinder in den Schulen oder auch von patriotisch gesinnten Eltern dazu angehalten wurden, eine Art von Kriegstagebuch zu führen. Solche Beispiele stimmen besonders nachdenklich. Denn diese Dokumente veranschaulichen, wie weitgehend Kindheit bereits damals instrumentalisiert wurde und wie sehr Kinder die vorherrschende Kriegsmentalität verinnerlicht hatten: Ebenso wie so manche Frauen, kopierten auch Mädchen durchaus den an sich primär männlichen Typus eines „Kriegstagebuchs“, und sie verwendeten dafür häufig jene offiziellen Beschreibungen des Geschehens an den Fronten, die sie tagtäglich den Zeitungen entnahmen. Damit wurde der Krieg auch in solchen Mädchentagebüchern zu einer Kette nationaler, heldenmütiger Siege über „barbarische“, das Vaterland bedrohende „Feinde“ stilisiert.⁹⁰⁾ Die Tendenz zur Politisierung populärer Tagebücher sollte sich im Zweiten Weltkrieg noch steigern, und zwar nicht nur im Sinne einer Propagierung der Diaristik in den Schulen⁹¹⁾ und in den Medien. Die deutsche Historikerin Susanne zur Nieden hat zu Recht betont, daß das Tagebuch im Nationalsozialismus weniger eine „Literatur des Kerkers“ und damit Ausdruck eines inneren Widerstands gegen das Terrorregime darstellte, wie etwa Ernst Jünger vorgab, sondern „als populäre Gattungsform des Nationalsozialismus einzuschätzen ist“.⁹²⁾ Zur Nieden hat u. a. insgesamt 50 Tage- und Notizbücher von Frauen und weiblichen Jugendlichen ausgewertet, die vermehrt ab 1943 geführt wurden, als der „totale Krieg“ auch nach der „Heimat“ griff. Daß viele der Verfasserinnen sich in ihren Tagebüchern dennoch bis zuletzt mit dem nationalsozialistischen Frauenbild identifizierten, ist ein Ergebnis der Studie von Susanne zur Nieden; die fast gänzliche Ausparung der Existenz von Konzentrationslagern, von Zwangsarbeiter/inne/n und Andersdenkenden oder Deportationen ein anderes.

Deutlich wird dank dieser Forschungsarbeit auch eine weitere, mir zentral scheinende Funktion weiblicher Diaristik. Sie ist besonders häufig ein Ausdruck von Krisenerfahrungen. Das können biographische Krisen sein, was ich im Zusammenhang mit der auffallenden Verbreitung von Pubertätstagebüchern bereits angedeutet habe⁹³⁾; ich kenne aber auch eindrucksvolle tagebuchartige Aufzeichnungen von bis dahin schreibengewohnten Frauen, die im Zuge einer Ehekrise oder einer Scheidung entstanden.⁹⁴⁾ Und es

⁹⁰⁾ Vgl. dazu die Analyse zweier Mädchentagebücher aus Deutschland von Peter Knoch, Zwei Mädchen schreiben Kriegstagebuch. In: Gerhard Hergenröder/Eberhard Sieber (Hg.), *Varia historica. Beiträge zur Landeskunde und Geschichtsdidaktik* (Plochingen 1988), S. 443-488 (vor allem die hier als Beilage veröffentlichten „Kriegserinnerungen 1914-15-16“ der Elise Nollenberger); Christa Hämmerle, *The Self which should be unselfish. Aspects of Self-Testimonies from the First World War*. In: dies. (Hg.), *Plurality* (wie Anm. 15), S. 100-112, hier 106-112, u. a. auf der Basis von unveröffentlichten Tagebüchern aus dem Bestand der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“.

⁹¹⁾ Das belegen nicht zuletzt schriftliche Kindheitserinnerungen. Vgl. beispielsweise Norbert Kutalek (geboren 1933), „Wir hatten als Schüler Kriegstagebücher zu führen“. In: Eva Tesar (Hg.), *Hände auf die Bank. Erinnerungen an den Schulalltag („Damit es nicht verlorengeht...“ 7, Wien-Köln-Weimar 21992)*, S. 234-241.

⁹²⁾ Zur Nieden, *Alltag* (wie Anm. 63), S. 26. Die Diskussion über das Tagebuch als „Literatur des Kerkers“ wurde im Anschluß an die Publikation des von Ernst Jünger während des Zweiten Weltkriegs geführten Tagebuchs „Strahlungen“ im Jahre 1949 in der bundesdeutschen Öffentlichkeit vehement geführt.

⁹³⁾ Vgl. dazu auch Rolf Haubl, *Pubertätstagebücher. Krisenbewältigung durch Schreiben. Theorie und Falldarstellung*. In: *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie* 43 (1984), S. 293-316.

⁹⁴⁾ Der Griff zum Tagebuch in einer solchen Lebenskrise wurde bereits zur Jahrhundertwende impliziert, wie einige Veröffentlichungen von – wohl zumeist fiktiven – Frauentagebüchern demonstrieren. Vgl. *Tagebuch einer geschiedenen Frau*, hrsg. von F. Losmann (Wien 1911); Bacher, *Aus dem Tagebuche zweier Frauen* (wie Anm. 71).

können – häufig ohnehin mit biographischen Krisen verschränkt – auch gesellschaftliche oder politische Krisen sein, die im 20. Jahrhundert in den beiden Weltkriegen gipfelten.⁹⁵⁾ Nicht von ungefähr konstatierte Susanne zur Nieden eine verstärkte Produktion von Frauentagebüchern in Deutschland beziehungsweise insbesondere in der ab 1943 häufig bombardierten Stadt Berlin. Gerade Situationen der existentiellen Bedrohung und der Angst, ebenso wie die Erfahrungen mit Flucht, Trennung und Einsamkeit verstärken allgemein das Bedürfnis nach autobiographischer Selbstreflexion.⁹⁶⁾ Im Falle der hier behandelten Diaristik bedeutete das nicht nur, daß etwa ein Haushaltsbuch zum Tagebuch wurde, wie ich schon aufgezeigt habe, sondern auch, daß nun ein früheres Tagebuch wieder zur Hand genommen und fortgesetzt werden konnte. Das zeigt das folgende Beispiel einer Berliner, die im Zweiten Weltkrieg auf ihr im Ersten Weltkrieg begonnenes Mädchentagebuch zurückgriff. *Im November 1944. Ich sitze allein. Es ist wieder Krieg und zwar schon im 6. Jahr. Erich ist Soldat in Norwegen. Gerhard ist schon Leichtmatrose und auf dem Schulschiff Radaun. So bin ich jetzt allein. [...] Wir leben in ständiger Angst vor Bombenangriffen. Berlin ist zum größten Teil verwüstet. Ganze Stadtteile sind tot. Ich habe heute noch gelesen, was ich über den Krieg 1914/18 schrieb. Es war gar nichts.*⁹⁷⁾ Andere Frauen begannen überhaupt erst in der Situation des Krieges, ein Tagebuch zu führen – wie die schon vorgestellte Müllersfrau aus dem niederösterreichischen Weinviertel, deren Sohn nie mehr aus dem Krieg zurückkehren sollte. Ein ganz zentrales Motiv dafür, daß diese „einfache“ Frau dann ihr Schreiben bis zum erzwungenen Umzug in ein Altersheim fortsetzte, ist meiner Meinung nach die Erfahrung einer lebenslang anhaltenden Krise. Der Ehemann von Theresia Vogt zog zu einer anderen Frau in die Großstadt, und den kriegsbedingten Verlust ihres Sohnes hat sie nie überwunden. In ihren Tagebüchern kommt sie immer wieder darauf zu sprechen, und sie führt häufig Dialoge mit dem Sohn. Hier ein Beispiel vom 5. Juli 1979 (Unterstreichungen im Original): *Heute v. 36 J. (es ist kaum z. glauben wie d. Zeit schnell verläuft) d. 5. 7. 1943 kam mein lb. einziger braver unvergeßlicher Sohn Willy v. 5. bis 26. 7. 1943 aus Noworossysk mit $\frac{3}{4}$ 7 Abendzug in seinen 2. Erholungsurlaub (im Hitlerkr.) zu mir nach hause. Du mein armer Sohn Willy, wann schlägt f. uns zwei d. heißersehnte Stunde d. Wiederseh'n? Schicksal warum bist du soo grausam u. unbarmherzig? Hl. Cyrill u. Method, bittet d. allerh. Dreifaltigkeit nebst alle Heiligen, Seligen u. Auserwählte Gottes insgesamt f. s. arme lb. Seele im fernen, weiten Osten! Die Feindeserde sei Dir (1 Wachslichterl auf d. gr. Zimmerpsyche bis z. Freitagmorgen) leicht!*

Gehen wir nochmals mehr als 100 Jahre zurück, zur Waldviertlerin Wetti Teuschl-Baumgartner, die ihr Jugendtagebuch vielleicht ebenfalls nur fortsetzte, weil ihre anfangs als „glücklich“ dargestellte Ehe mit einem Kaufmann sehr rasch zu einer „unglückli-

⁹⁵⁾ Veröffentlichte Beispiele dafür sind mittlerweile auch im deutschsprachigen Raum zahlreich. Vgl. etwa, für den Ersten Weltkrieg, Anna Kohns, Wann mag dies Elend enden? Aus dem Tagebuch einer Bonnerin 1914-1920. In: *Journal für Geschichte* 2/5 (1980), S. 28-34; Jo Mihaly, ... da gibt's ein Wiedersehn! Kriegstagebuch eines Mädchens 1914-1918 (Freiburg i. Breisgau-Heidelberg 1982); für den Zweiten Weltkrieg: Elke Hammer/Susanne zur Nieden (Hg.), Sehr selten habe ich geweint. Briefe und Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg von Menschen aus Berlin (Zürich 1992).

⁹⁶⁾ In Hinblick auf populäre schriftliche Lebenserinnerungen wurde das mehrfach betont. Vgl. Mitterauer, Lebensgeschichten sammeln (wie Anm. 1); Weber, Schreibmotivationen (wie Anm. 56).

⁹⁷⁾ Zitiert in: zur Nieden, Alltag (wie Anm. 63), S. 75.

chen“ wurde. Vom damit einhergehenden sozialen Abstieg abgesehen, war die einst behütete Bürgerstochter in den fünfzehn Jahren dieser Ehe häufig schwer krank. Ihr Tagebuch ist ein anschauliches Beispiel dafür, daß der Versuch, Lebenskrisen schreibend zu reflektieren und damit vielleicht auch besser zu bewältigen, in den meisten Fällen trotzdem nicht mit erhöhter Authentizität oder gar dem, was wir heute als „ungeschminkte Wahrheit“ bezeichnen würden, einhergeht. Auch die populären Tagebücher von Frauen und von Mädchen folgen inhaltlich in vielerlei Hinsicht den Regeln der gesellschaftlichen Konvention, und sie geben selten Auskunft über das, worüber man eben nicht spricht oder aus bestimmten Gründen nicht sprechen kann. Daher ist es wenig überraschend, wenn gerade Sexualität tabuisiert wurde – durchaus im Gegensatz zu jenen aufsehenerregenden veröffentlichten Beispielen, die meist fiktionale Texte oder aber „Fälschungen“ waren, wie das von Hermine Hugh-Hellmuth 1919 in der ersten und 1922 in der dritten Auflage veröffentlichte „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens“.⁹⁸⁾ In den hier behandelten weiblichen Tagebüchern bleibt das „Geheimnis“ selbst im Tagebuch zumeist ein „Geheimnis“, das sich der heutigen Leserin nur andeutet und mitunter indirekt erschließt. So beschreibt Wetti Teuschl sehr emotional ihre Unruhe und Angst vor der Heirat mit dem geliebten Manne; sie sah *mit zitterndem Herzen der entscheidenden Stunde entgegen* und rief Gott und die heilige Maria an: *Mein Gott, mein Gott, verlasse mich nicht! Ich fürchte, daß ich schwach sein werde! Morgen schon ein Weib, welch ein Eindruck, welch ein Gefühl durchbebt mich dabei! [...] Ich kann nicht mehr weiter schreiben, ich bin zu aufgeregt, und kann nichts sagen, als Maria, hilf mir!* (1. Juni 1872) Wir erfahren viele Details über die Hochzeitsvorbereitungen und das Hochzeitsmahl, aber nichts über die Aufnahme der ehelichen Sexualität, die für eine unaufgeklärte junge Frau sicher sehr einschneidend war; später schreibt die Autorin ausführlich über die Ausstattung für das erwartete Kind, aber nichts über die Geburt. Selbst als sie immer häufiger liebloses Verhalten ihres Ehemannes thematisiert, der zu trinken begann und sie vermutlich betrog, bleibt die Sprache verschlüsselt und geheimnisvoll, und einzelne Worte werden ausgelassen oder sogar chiffriert – wie am 10. Jänner 1880, als sie Buchstaben der Worte „betrunken“ und „grob“ durch Zahlen ersetzte: [...] *er war b3b9un63n [sic!] und 498b.*⁹⁹⁾

Eine solche Form der Selbstzensur bedeutete wohl auch Schutz vor sich selbst, da die Niederschrift von erniedrigenden Erlebnissen diese in gewisser Weise erneut materialisieren und damit „verdoppeln“ und umso mehr der Erinnerung aussetzen würde. In anderer Hinsicht aber entspringt Selbstzensur sicher auch einer Angst, daß das Tagebuch gelesen und öffentlich werden könnte. Das mag auch auf jene Frauen zutreffen, die in ihren Tagebüchern des Zweiten Weltkriegs die nationalsozialistischen Verbrechen nicht erwähnten. Umgekehrt fand ich das Beispiel der Wienerin Alma Bernharda besonders drastisch: In allen ihren 47 Tagebuchbänden, verfaßt von 1908 bis 1979, thematisierte sie nie explizit ihre Herkunft aus einer assimilierten jüdischen Familie – selbst in den Jahren des Nationalsozialismus nicht, als es ihr gelang, auf freiem Fuß zu überleben, da niemand ihr „Geheimnis“ lüftete. Wir wissen davon nur aus den Dokumenten, die sie kurz vor ihrem Tod zusammen mit den Tagebüchern ihrer Nachbarin überließ.

⁹⁸⁾ Vgl. dazu die Anm. 68.

⁹⁹⁾ Vgl. das Transkript des Tagebuchs von Helmut Hörner im Bestand der „Sammlung Frauennachlässe“, S. 51.

Ich komme zu einer letzten Funktion der Frauen- und Mädchentagebücher, die ich hier zur Diskussion stellen will. Sie steht gewissermaßen am anderen Ende der Skala der bislang behandelten Tendenzen und läßt sich mit „Widerstand“ oder „Opposition“ im weitesten Sinne beschreiben. Mit dem Verweis darauf möchte ich zwar nicht so weit gehen wie Doris Niemeyer, die 1986 eine Untersuchung über das „intime“ Frauentagebuch nach 1945 vorgelegt hat, in der sie das Genre per se als „Überlebens- und Widerstandsform“ von Frauen definiert – als eine subversive Handlung also, die deren Unterdrückung erschüttern könnte.¹⁰⁰⁾ Richtig ist sicher, daß der Umstand, daß weibliche Tagebücher häufig im Zuge der besonderen Dynamik von Krisen geschrieben werden, Veränderung impliziert – in welche Richtung auch immer. Ungeachtet aller Anpassung und Verinnerlichung gesellschaftlicher Normen rebellierten Frauen und Mädchen in ihren Tagebüchern häufig gegen die ihnen zugeschriebenen Rollen und Aufgaben. Sie kritisierten darin die Enge ihrer Welt und die diskriminierenden Folgen der Geschlechterdifferenz und träumten beispielsweise davon, aus ihrer Ehe auszubrechen oder überhaupt eine Künstlerin zu werden anstatt zu heiraten, was auch Philippe Lejeune belegt fand.¹⁰¹⁾ Ein Beispiel aus einem österreichischen Mädchentagebuch, das Gabriele Reichel, die Tochter eines Eisenhändlers aus Neulengbach, von 1913 bis 1919 verfaßt hat, liest sich folgendermaßen: *Ich bleibe auch nicht zu Hause, fällt mir gar nicht ein. Ich lerne etwas, zum Beispiel ein Lyzeum oder sonst einen Kurs, damit ich einmal meinen Beruf ergreifen kann und unabhängig bin. Aber da wird es noch manchen Kampf geben, bis mich die Eltern lernen lassen werden, doch ich scheue nichts, einfach nicht nachgeben. Gretl hält zu mir und überhaupt alle Verwandten von Vater geben mir recht. Dann will ich auch am Herbst nach Wien fahren Klavierstunden nehmen bei einem Professor. Ich habe Lust und Talent zum Klavierspielen und warum soll ich zu Hause versauern und nichts lernen.*¹⁰²⁾

Zwar blieben solche Wünsche und Bedürfnisse im weiteren Lebensverlauf einer jungen Frau damals zumeist noch uneingelöst; Gabriele Reichel nahm in den zwanziger Jahren zwar tatsächlich an der Musikakademie in Wien ein Klavierstudium auf, heiratete aber 1931 und wurde Hausfrau und Mutter von Beruf. Und doch zeugen gerade Mädchentagebücher des frühen 20. Jahrhunderts davon, daß die Grenzen zwischen Anpassung und Auflehnung, Disziplinierung und Befreiung von Kontrolle und Aufsicht fließender geworden waren – was in der Expansion schulischer Mädchenbildung wohl ebenso begründet war wie im höheren gesellschaftlichen Stellenwert der Jugendphase allgemein. Dort, wo der Anspruch auf Selbstfindung oder ein selbst konturiertes „Ich“ nicht geachtet wurde, wurde er häufiger dennoch behauptet – wie auch im Falle der Elfriede Kuhn (alias Jo Mihaly), die ihr von der Mutter angeregtes und kontrolliertes Kriegstagebuch auch weiterführte, als diese daran heftige Kritik übte, da es *kein richtiges Kriegsdokument mehr* sei, sondern *eher ein Privattagebuch. Hat es Sinn weiterzuschreiben? Das frage ich Dich und mich ernsthaft. [...] Ich lese in Deinen Blättern kaum mehr Heeresberichte* (1. Juli 1915).¹⁰³⁾ Dennoch gestaltete Elfriede Kuhn ihre Tagebucheintra-

¹⁰⁰⁾ Doris Niemeyer, Die intime Frau. Das Frauentagebuch – eine Überlebens- und Widerstandsform (Frauenforschung – Frauenliteratur 5, Frankfurt/M. 1986); vgl. auch zur Nieden, Alltag (wie Anm. 63), S. 24 f.

¹⁰¹⁾ Lejeune, French Girl's Diaries (wie Anm. 71), S. 50.

¹⁰²⁾ Tagebuch der Gabriele Reichel (von deren Tochter Elisabeth Kanzian freundlicherweise zur Verfügung gestellt), Eintragung vom 5. August 1919.

¹⁰³⁾ Mihaly, ...da gibt's ein Wiedersehn (wie Anm. 95).

gungen zunehmend subjektiv und kritisch; spätestens im letzten Kriegsjahr 1918 war sie zur überzeugten Pazifistin geworden.¹⁰⁴⁾ Oder der Fall der Klosterschülerin Ida Pohner aus der Zeit kurz vor dem Ersten Weltkrieg, die damals die Lehrerinnenanstalt der Kreuzschwestern in Eggenberg bei Graz besuchte und sich im klaren darüber war, daß ihr Tagebuch, wie diejenigen der Klassenkameradinnen, von den Nonnen eingesehen werden konnte. Das geschah auch einmal, was sie explizit festhielt und mit der Hoffnung verband, es möge das letzte Mal gewesen sein. Als die Intentionen ihres Schreibens sich änderten und das Tagebuch immer weniger dem Schönschreiben, der religiösen Selbstkontrolle und der Eingliederung in den Schulalltag dienen sollte, stattdessen aber zunehmend „Geheimnisse“ enthielt, benützte sie mitunter für einzelne Worte eine Geheimschrift. Und am 26. Februar 1913; am Ende eines Tagebuchbandes angelangt, hielt sie fest: *Ich war schlimm am morga targa und so darf ich heute nicht zur hl. Commion [Kommunion] gehen, obwohl ich gerade heute sehr sehr gerne gehen möchte. Wäre nur schon Samstag! Im Fach liegt schon ein neues Tagebuch bereit, das ich mir in der Styria gekauft habe. Ich bin froh, daß ich das hier wieder hinter Schloß und Riegel geben kann; denn es steht gar manches „Gefährliche“ darinnen.* Einen Tag darauf klingt die einzige Eintragung auf der letzten Seite des Bandes wie apodiktisch – so, als hätte sie nun den Entschluß gefaßt, in der Klosterschule überhaupt kein Tagebuch mehr zu führen. *Nun Schluß! Liebes Tagebuch ich schreibe nichts mehr, weil ich mich sonst nur ärgern müßte.*

6. Resümee

Ich komme also auch zum Schluß meiner Überlegungen zu popularen Selbstzeugnissen, indem ich nochmals zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehre: der Forderung nach einer historischen Biographik, die prinzipiell allen Menschen eine über den Tod hinaus beständige „Vita“ zuerkennt. Zweifelsfrei impliziert das auch die Suche nach neuen biographischen Darstellungsformen, die einer mitunter sehr lückenhaften Quellenlage Rechnung tragen und daher bis hin zur Erstellung von Kollektivbiographien reichen sollten. Denn von den vielen Frauen und Männern in der Geschichte, deren Lebenswege und Erfahrungen noch nicht historisiert wurden, sind nur in seltenen Fällen ganze Schachteln mit privatem Schriftgut erhalten – das dann sehr unterschiedliche Selbstbilder eines einzigen Menschen offenbaren kann. Viel häufiger stehen uns in dem einen Fall vielleicht wenige Jugendtagebücher und Fotografien zur Verfügung, deren Abbildungen zudem nicht entschlüsselt werden können, und im anderen Fall nur Feldpostbriefe aus zwei Kriegsjahren, knapp formulierte Memoiren oder Gedenkblätter, die von Nachfahren verfaßt wurden, usw.

Trotzdem gilt prinzipiell, was Walter Benjamin in einem seiner literarischen Essays sehr schön formuliert hat: *„Niemand, sagt Pascal, stirbt so arm, daß er nicht irgend etwas hinterläßt.“ Gewiß auch an Erinnerungen – nur daß diese nicht immer einen Erben finden.*¹⁰⁵⁾ Machen wir uns als Historikerinnen und Historiker auch zu den Erben derjenigen, deren Lebensläufe nur wenige Spuren hinterlassen haben. Daß wir damit

¹⁰⁴⁾ Vgl. zu diesem Prozeß auch Knoch, Zwei Mädchen (wie Anm. 90).

¹⁰⁵⁾ Walter Benjamin, Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows. In: Ders., Illuminationen. Ausgewählte Schriften (Frankfurt/M. 1977), S. 385-410, hier 400.

gerade keine „Nebenpfade“ der Geschichte beschreiten, sondern im Gegenteil zentrale historiographische Konzepte und Kategorien fokussieren, hoffe ich wenigstens in Ansätzen einsichtig gemacht zu haben.

7. Auswahlbibliographie

- Klaus Bergmann, *Lebensgeschichte als Appell. Autobiographische Schriften der „kleinen Leute“ und Außenseiter* (Opladen 1991).
- Monika Bernold/Johanna Gehmacher (Hg.), *Die Vizepräsidentin. Fragmente einer Auto/Biographie der Frauenfrage. Kommentierte Edition der Tagebücher, Korrespondenzen und Schriften von Mathilde Hanzel-Hübner. Mit einem Vorwort von Edith Saurer (L'Homme Archiv. Quellen zur Feministischen Geschichtswissenschaft 1, Wien-Köln-Weimar 2000).*
- Pierre Bourdieu, *Die biographische Illusion*. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 3 (1990), S. 75-81 (französisch 1989).
- Gisela Brinker-Gabler, *Metamorphosen des Subjekts. Autobiographie, Textualität und Erinnerung*. In: Heuser (Hg.), *Autobiographien von Frauen*, S. 393-404.
- Rebecca Earle (Hg.), *Epistolary Selves. Letters and Letters-Writers, 1600-1945* (Warwick studies in humanities 4, Aldershot-Brookfield-Singapore-Sydney 1999).
- Wolfgang Emmerich (Hg.), *Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland*, Bd. 1: Anfänge bis 1914, Bd. 2: 1914 bis 1945 (Reinbek b. Hamburg 1974 f.).
- Mary A. Favret, *Romantic Correspondence: Women, Politics and the Fiction of Letters* (Cambridge 1993).
- Werner Fuchs, *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden* (WV Studium 127, Opladen 1990).
- Andreas Gestrich/Peter Knoch/Helga Merkel (Hg.), *Biographie – sozialgeschichtlich. Sieben Beiträge* (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1538, Göttingen 1988).
- Elizabeth C. Goldsmith (Hg.), *Writing the Female Voice. Essays on Epistolary Literature* (Boston 1989).
- Christa Hämmerle, *Formen des individuellen und kollektiven Selbstbezugs in der populären Autobiographik*. In: Heidrich (Hg.), *Biographieforschung*, S. 36-60.
- Dies. (Hg.), *Plurality and Individuality. Autobiographical Cultures in Europe* (ifk-materialien 2/95, Wien 1995).
- Dies., „...wirf ihnen alles hin und schau, daß du fort kommst“. Die Feldpost eines Paares in der Geschlechter(un)ordnung des Ersten Weltkrieges. In: *Historische Anthropologie* 6 (1998), S. 431-458.
- Barbara Hahn, „Weiber verstehen alles à la lettre.“ Briefkultur im beginnenden 19. Jahrhundert. In: Gisela Brinker-Gabler (Hg.), *Deutsche Literatur von Frauen*, Bd. 2: 19. und 20. Jahrhundert (München 1988), S. 13-27.
- Hermann Heidrich (Hg.), *Biographieforschung. Gesammelte Aufsätze der Tagung des Fränkischen Freilandmuseums am 13. und 14. Oktober 1990* (Bad Windsheim 1991).
- Magdalene Heuser (Hg.), *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte* (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 85, Tübingen 1996).

- Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Dieter Langewiesche/Hans-Peter Ullmann (Hg.), Kriegserfahrungen. Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte N.F. 5, Essen 1997).
- Margaretta Jolly, Briefe, Moral und Geschlecht. Britische und amerikanische Diskurse über das Briefeschreiben im Zweiten Weltkrieg. In: Vogel/Wette (Hg.), *Andere Helme*, S. 173-203.
- Dorle Klika, Die Vergangenheit ist nicht tot. Autobiographische Zeugnisse über Sozialisation, Erziehung und Bildung um 1900. In: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart (Frankfurt/M.-New York 1996), S. 283-296.
- Richard Klucsarits/Friedrich G. Kürbisch, Arbeiterinnen kämpfen um ihr Recht. Autobiographische Texte rechtloser und entrechteter „Frauenpersonen“ in Deutschland, Österreich und der Schweiz des 19. und 20. Jahrhunderts (Wuppertal 1975).
- Peter Knoch, Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung. In: *Geschichtsdidaktik* 11/2 (1986), S. 154-171.
- Ders., Zwei Mädchen schreiben Kriegstagebuch. In: Gerhard Hergenröder/Eberhard Sieber (Hg.), *Varia historica. Beiträge zur Landeskunde und Geschichtsdidaktik* (Plochingen 1988), S. 443-488.
- Bärbel Kuhn, „Die Freude am Krieg fehlte mir jemals.“ Das Kriegserlebnis des Walter Brosin in seinen Feldpostbriefen 1914-1918. In: „Als der Krieg über uns gekommen war...“ Die Saarregion und der Erste Weltkrieg (Saarbrücken 1993), S. 94-107.
- Klaus Latzel, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen. In: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 56 (1997), S. 1-30.
- Juddy B. Litoff/David C. Smith, „Macht Euren Job und kommt bald heim!“ Briefe amerikanischer Frauen an die Fronten. In: Vogel/Wette (Hg.), *Andere Helme*, S. 307-327.
- Klara Löffler, *Aufgehoben: Soldatenbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg* (Bamberg 1992).
- Philippe Lejeune, *French Girl's Diaries in the 19th century: Constitution and Transgression of a Genre*. In: Hämmerle (Hg.), *Plurality and Individuality*, S. 42-50.
- Ders., *Le Moi des Demoiselles. Enquête sur le journal de jeune fille* (Paris 1993).
- Ders., *Der autobiographische Pakt. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig* (Aesthetica, Frankfurt/M. 1994; französische Erstausgabe Paris 1975).
- Inge Marszolek, „Ich möchte Dich zu gern mal in Uniform sehen.“ Geschlechterkonstruktionen in Feldpostbriefen. In: *Werkstatt Geschichte* 22 (1999), S. 41-59.
- Michael Mitterauer, *Lebensgeschichten sammeln. Probleme um Aufbau und Auswertung einer Dokumentation zur populären Autobiographik*. In: Heidrich (Hg.), *Biographieforschung*, S. 17-35.
- Günter Müller, „So vieles ließe sich erzählen...“ Von der Geschichte im Ich und dem Ich in den Geschichten der populären Autobiographik. In: *Wiener Wege der Sozialgeschichte. Themen – Perspektiven – Vermittlungen. Michael Mitterauer zum 60. Geburtstag*, hrsg. vom Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien (Wien-Köln-Weimar 1997), S. 335-356.
- Ders., „Vielleicht hat es einen Sinn, dachte ich mir...“ Über Zugangsweisen zur populären Autobiographik am Beispiel der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien. In: *Historische Anthropologie* 5 (1997), S. 302-318.
- Beatrix Niemeyer, *Der Brief als weibliches Bildungsmedium im 18. Jahrhundert*. In: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung (Frankfurt/M.-New York 1996), S. 440-452.

- Doris Niemeyer, *Die intime Frau. Das Frauentagebuch – eine Überlebens- und Widerstandsform* (Frauenforschung – Frauenliteratur 5, Frankfurt/M. 1986).
- Jan Peters, *Wegweiser zum Innenleben? Möglichkeiten und Grenzen der Untersuchung populärer Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit*. In: *Historische Anthropologie* 1 (1993), S. 235-249.
- Valerie Raoul, *Women and Diaries: Gender and Genre*. In: *Mosaic. A Journal for the Interdisciplinary Study of Literature* 22 (1989), S. 57-65.
- Anita Runge/Lieselotte Steinbrügge (Hg.), *Die Frau im Dialog. Studien zu Theorie und Geschichte des Briefes* (Stuttgart 1991).
- Eda Sagarra, *Dienstbotenautobiographien der Jahrhundertwende*. In: Heuser (Hg.), *Autobiographien*, S. 318-329.
- Roman Sandgruber, *Der Hof des „Bauern in Hof“. Agrargeschichte des 20. Jahrhunderts im Spiegel von Wirtschaftsrechnungen und Lebenserinnerungen*. In: *Wiener Wege der Sozialgeschichte. Themen – Perspektiven – Vermittlungen. Michael Mitterauer zum 60. Geburtstag*, hrsg. vom Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien (Wien-Köln-Weimar 1997), S. 299-333.
- Edith Saurer, *Skizze einer Geschichte der historischen Frauenforschung in Österreich*. In: Barbara Hey (Hg.), *Innovationen: Standpunkte feministischer Forschung und Lehre (Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft* 9, Wien 1999), S. 319-377.
- Isa Schikorsky, *Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil in Kriegsbriefen*. In: *Wirkendes Wort* 2 (1992), S. 295-315.
- Peter Sloterdijk, *Literatur und Lebenserfahrung. Autobiographien der Zwanziger Jahre (Literatur als Kunst, München-Wien 1978)*.
- Gustav Spann, *Vom Leben im Kriege: die Erkundung der Lebensverhältnisse der Bevölkerung Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg durch die Briefzensur*. In: Rudolf G. Ardelt/Wolfgang J. A. Huber/Anton Staudinger (Hg.), *Unterdrückung und Emanzipation. Festschrift für Erika Weinzierl zum 60. Geburtstag* (Wien 1985), S. 149-165.
- Margit Sturm, *Lebenszeichen und Liebesbeweise. Zur Bedeutung von Feldpost und Briefschreiben am Beispiel der Korrespondenz eines jungen Paares* (Diplomarbeit, Universität Wien 1992).
- Bernd Ulrich, *Feldpostbriefe des Ersten Weltkrieges – Möglichkeiten und Grenzen einer alltagsgeschichtlichen Quelle*. In: *Militär-geschichtliche Mitteilungen* 53 (1994), S. 73-83.
- Ders., *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933* (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte N. F. 8, Essen 1997).
- Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.), *Andere Helme – Andere Menschen? Heimerfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich* (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte N.F. 2, Essen 1995).
- Michael von Engelhardt, *Sprache und Identität. Zur Selbstdarstellung und Selbstsuche im autobiographischen Erzählen*. In: Henning Köbller (Hg.), *Sprache. Fünf Vorträge* (Erlangen 1990).
- Bernd Jürgen Warneken, *Populäre Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung* (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 61, Tübingen 1985).
- Ders., *Zur Schichtspezifik autobiographischer Darstellungsmuster*. In: Gestrich/Knoch/Merkel (Hg.), *Biographie*, S. 141-162.
- Ders., *Social Differences in the Autobiographical Representation of the Self*. In: Hämmerle (Hg.), *Plurality and Individuality*, S. 7-14.

Gudrun Wedel, Rekonstruktionen des eigenen Lebens. Autobiographien von Frauen im 19. Jahrhundert. In: Gisela Brinker-Gabler (Hg.), Deutsche Literatur von Frauen, Bd. 2: 19. und 20. Jahrhundert (München 1988), S. 154-165.

Dies., Lehren zwischen Arbeit und Beruf. Einblicke in das Leben von Autobiographinnen aus dem 19. Jahrhundert (*L'Homme Schriften*. Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft 4, Wien-Köln-Weimar 2000).

Ralph-Rainer Wuthenow, Europäische Tagebücher: Eigenarten, Formen, Entwicklungen (Darmstadt 1990).

Benjamin Ziemann, Feldpostbriefe und ihre Zensur in den zwei Weltkriegen. In: Klaus Beyer/Hans-Christian Täubrich (Hg.), Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation (Heidelberg 1996), S. 163-170.

Ders., Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923 (Essen 1997).

Susanne zur Nieden, Alltag im Ausnahmezustand. Frauentagebücher im zerstörten Deutschland 1943 bis 1945 (Der andere Blick, Frauenstudien in Wissenschaft und Kunst, Berlin 1993).